

WAS DIESES HEFT BRINGT

	Seite
<i>Hans Peter Johannsen</i>	
Ernst Schröder	91
<i>Richard Schenck</i>	
J. P. Nielsen	98
<i>Jürgen Henningsen</i>	
Moderne Jugendprobleme	108
Jugend und Erwachsenenbildung	113
Umschau ab Seite 120	

Die Grenzfriedenshefte erscheinen vierteljährlich und werden herausgegeben vom Grenzfriedensbund. Den Mitgliedern werden sie frei geliefert, anderen Beziehern für jährlich 1,88 DM zuzüglich Zustellgebühren (zusammen 2,- DM). Ausgabe A nur über die Geschäftsstelle zu bestellen. Bezugspreis im Jahr 88 Pf. zuzügl. Zustellgebühren (zusammen 1,- DM). Für die mit Autornamen versehenen Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich. — Geschäftsstelle: Husum, Theodor-Storm-Str. 9.
Druck: Christian Wolff, Graphische Betriebe GmbH., Flensburg

GRENZ- FRIEDENS- HEFTE

Zwischen Apenrade und Hadersleben liegt der Knivsberg. Wir steigen den sanften Hügel hinan. Unsere Mühe, den Turm bis an die Spitze, mit vielen hallenden Stufen, zu besteigen, wird reichlich belohnt. Welch weiter Blick ins Land! Über die Ostsee zu den Inseln, über Wälder und Hügel nach Norden und Süden, über weite Flächen nach Westen. Ein Bauer wandert dort in der Ferne über seine Koppel. Noch weiter nach rechts zieht, geräuschlos fast, die Eisenbahn ihren Weg. Ein Wagen klappert dicht unter uns. Wir hören einen Zuruf. Auf dem blauen Wasser der Ostsee kriechen weiße Segel dahin, dort hinten eine Rauchwolke. Es ist ein stiller Tag. Das Läuten der Glocke einer Kirche klingt bis zu uns. Wir sind allein. Ein tiefer Atemzug ist alles, was wir als Dank abstatten.

Sieh dich satt an dem Bilde, das dich von dieser Höhe aus in der leuchtenden Sonne umgibt. Sieh hin und präge es in dein Gedächtnis, damit du etwas Schönes in deiner Erinnerung behältst, etwas, das du nicht verlierst. Ja, das ist wichtig, denn alle Augenblicke, in denen du mit dir allein warst in der Heimat und in denen du nichts Gutes und Schönes erlebtest und dachtest. Häßliches und Unschönes wegedenkend, vergessend, alle diese Augenblicke sind vertan und werden dir von dem abgezogen, das der Himmel dir zugedacht hat. Schönes, das du denkst und erlebst, breitet sich aus, strahlt aus auf andere, macht froh. Eine Landschaft wie die, die ich dir zeigte, ist schön, nicht nur, weil sie meine Heimat ist, nicht nur deshalb. Sie erregt und beruhigt zugleich. Sie ist immer wieder neu, weil sie sich stets in neuem Licht, in neuem Kleide zeigt.

Du siehst von der Höhe des Berges aus Dörfer, Gehöfte, im Hintergründe im Norden die Stadt Hadersleben, und überall sorgen und mühen sich die Menschen. Sie sind froh und glücklich oder traurig und unglücklich. Aber eines eint sie alle: sie weben bewußt und unbewußt am Bilde und Wesen dieses Landes, dieser Landschaft, die mehr ist als ein Bild. Sie ist Ausdruck und geformtes Gefäß der Menschen, die in ihr leben. Sie, ihr Schicksal wird mitgetragen von diesen Menschen, die sich mühen in einem langen Leben, das ihnen gegeben ward. Sie mühen sich wie ihre Vorfahren, wie die vielen versunkenen Geschlechter, und weben am Bilde dieser Heimat, die mitten im nordeuropäischen Raum liegt:

geradenwegs zwischen Drontheim und der deutschen Alpengrenze, zwischen den Shetlands-Inseln und Wien, zwischen der Grenze am Memelland und der Westküste Englands, zwischen Stockholm und London, zwischen den Aalands-Inseln und Paris.

Das überdenkst du, wenn du von der Höhe des Turmes auf dem Knivsberg gedankenvoll über das Land schaust und in die Ferne sinnst.

Aus Ernst Schröder: Nordschleswig — Eine Grenzlandschaft im Bilde. 1940

Ernst Schröder 1.10.1889 - 4.4.1951

In vielen Gesprächen, die der Verfasser dieser Skizze mit dem Hauptschriftleiter Ernst Schröder, dem Vorsitzenden des Wohlfahrts- und Schulvereins für Nordschleswig führen durfte, kehrte Schröder oft zu seinem Lieblingsautor Knut Hamsun zurück, wenn er seine Ansichten unterstreichen wollte. Sentenzen und Figuren des norwegischen Dichters wirbelten in sprühendem Gespräch durch den Raum und trugen ebenso wie die geistvollen Anmerkungen zur bildenden Kraft der Musik und Malerei dazu bei, daß der Partner dieser Dialoge die Erinnerung an diese Stunden als besonders wertvollen Besitz in Dankbarkeit hütet. Wenn Thomas Mann einmal gesagt hat, daß Hamsuns Werk technische Verschlagenheit und urepische Einfalt enthalte, dann findet sich hier vielleicht der Schlüssel zum Verständnis der Schröderschen Aufgeschlossenheit gerade für diesen Dichter. Ernst Schröder war geschickt im Tun und im Schreiben, technisch im Spiel des Lebens versiert, ein guter Taktiker in der Politik, er hatte aber zugleich Grundsätze, und er hatte eine Gesinnung, welches mehr ist als eine Meinung. Er wußte um die „Epik“ des geschichtlichen und menschlichen Daseins, und aus diesem Wissen ist seine Lebensarbeit zu verstehen und zu würdigen. In dieser Skizze soll jedoch weniger von der Arbeit dieses Mannes die Rede sein, als von seiner Art. Ernst Schröder wird früher oder später seinen Historiker finden, der die politische und, lokal gesehen, die historische Bedeutung dieses Nordschleswigers schildern wird. Aus fachkundiger und berufener Feder wird dann das Bild dieser Persönlichkeit entstehen — ein Bild mit Perspektiven, hellen und dunklen Farben. In den Strichen dieser Skizze seien einige persönliche Züge festgehalten, die vielleicht von dem kommenden Porträtisten verwandt werden können.

*

Über dem arbeitsreichen Alltag Ernst Schröders lagen festlicher Glanz und Melancholie zugleich, das Ende war von tiefer Tragik überschattet. Den Dreißigjährigen von heute ist Ernst Schröder schon nicht mehr als Persönlichkeit des öffentlichen Lebens begegnet. Einige Daten mögen daher genannt sein. Er wurde als Sohn des Gymnasialoberlehrers Professor Nis Schröder in Hadersleben am 1.10.1889 geboren und hätte somit in diesem Jahre seinen 70. Geburtstag feiern können, wenn nicht Krankheit und Enttäuschungen des Lebens seinen allzu frühen Tod im Jahre 1951 herbeigeführt hätten. In Hadersleben wuchs er in der gleichen Straße auf, in der auch Axel Henningsen und der spätere Apenrader Amtmann Refslund-Thomsen ihre Kindheit verlebten. Wir kennen die Atmosphäre

dieser kleinen Welt aus den Memoiren Henningsens, der sowohl die national indifferenten „kleinen Leute“ mit klugem Blick für das Menschliche zeichnete als auch die Exponenten deutschen und dänischen Lebens schilderte. Und es ist kein Zweifel, daß Ernst Schröder wesentlich durch diese Welt geprägt wurde. Ihm waren von Kind an alle Schichten und Nuancen in der Bevölkerung des Grenzlandes vertraut. Nach dem Besuch des Haderslebener Gymnasiums und dem Besuch der Journalistenhochschule in Berlin kehrte er in die Heimat zurück, um in Hadersleben an der „Schleswigschen Grenzpost“ Redakteur zu werden. Daß er schon als junger Mann den Mut der eigenen Meinung besaß, beweist jene kleine Anekdote, derzufolge der herostratisch berühmte Redakteur Strackerjan, ein fanatischer Vertreter der Köllerpolitik, ihm auf offener eingeschriebener (!) Postkarte mitteilte, er, Strackerjan verzichte auf jede Beziehung zu Schröder, einschließlich der des Grußes, weil ihm ein politischer Artikel der „Grenzpost“ nicht paßte. Schröder ist also vor 1914 mit der damals herrschenden nationalistischen preußischen Politik in Nordschleswig nicht einverstanden gewesen und hat daraus auch keinen Hehl gemacht. Für die völlig veränderte politische Situation nach 1920, die durch die Abkehr von dem rein staatlichen Denken und die Unterstreichung des Rechts auf freie Entfaltung der volklichen Kräfte im Grenzland gekennzeichnet ist, brachte er seine eigene tiefe, mit dieser Entwicklung übereinstimmende Überzeugung und sein allmählich zur Meisterschaft entwickeltes Können des politischen Journalisten mit. Beides, seine Einstellung und seine schriftstellerischen und organisatorischen Fähigkeiten, ließen ihn, der sich seine Sporen in der Abstimmungszeit verdient, der 1922 in Flensburg das Korrespondenzbüro Nordschleswig gegründet hatte, bald zu einer Zentralfigur des Grenzlandes werden. Er wurde der Anreger und Ratgeber auf fast allen Gebieten des öffentlichen Lebens, soweit die besonderen Verhältnisse der Grenze in diese hineinspielten. 1932 übernahm er nach dem Fortgang des Landrats Wallroth den Vorsitz im Wohlfahrts- und Schulverein für Nordschleswig, jener bedeutenden deutschen Grenzorganisation, deren Tätigkeit sich nach 1920 vornehmlich auf den heutigen Landesteil Schleswig erstreckte, die aber auch kulturelle Arbeit in Nordschleswig leistete. Ernst Schröder war Vorsitzender des Aufsichtsrates der „Nordschleswigschen Zeitung“ in Apenrade und während des Krieges Hauptschriftleiter der „Flensburger Nachrichten“. 1945 wurde er in Faarhus interniert. Nach dreijähriger Haftzeit wurde er entlassen und verlebte seine letzten Jahre als kranker Mann teils in Hadersleben, teils in Flensburg. Er wurde durch die Gerichtsbarkeit eines Landes verurteilt, dem er zwar als Deutscher politisch opponiert hatte, dessen Art und dessen Kultur er jedoch aus tiefer Kenntnis verehrte, ja liebte.

*

Ernst Schröder lebt in seinem Werk und seinen Büchern fort. Über seiner täglichen

journalistischen Arbeit lagen Freude am Wort und etwas Wehmut zugleich. Journalist sein, so sagte er einmal, heißt, das an den Tag zu verspritzen, was manchmal wert wäre, ihn zu überdauern. Wie konnte er sich über eine Wendung freuen, die vielleicht nur Eingeweihte in ihrer Bedeutung richtig verstanden, wie genoß er das journalistische Florettfechten mit den auf diesem Gebiet besonders begabten Redakteuren der dänischen Seite! Wie sehr nahm er persönlichen Anteil an allen Unternehmungen des von ihm geleiteten Vereins, dessen umsichtiger Geschäftsführer A. Heitmann ihm ein unentbehrlicher Helfer und treuer Freund wurde. Der Werkunterricht, die Büchereien — alles interessierte ihn im Detail. Er verstand es, die richtigen Leute an den richtigen Platz zu stellen. Ihm war es gegeben, zu koordinieren. Er brachte den Mitarbeitern Vertrauen entgegen, welches ihm von diesen wiederum mit Vertrauen und Dankbarkeit vergolten wurde. Natürlich hatte er, wie alle Menschen, denen Macht zu verwalten übergeben wurde, auch Gegner, vielleicht sogar Feinde. Daß er sie im eigenen deutschen Lager hatte, lag weniger daran, daß man grundsätzliche Einwendungen gegen seine Arbeit und seine Politik zu machen hatte, als vielmehr an menschlichen — allzu menschlichen Ursachen. Man verstand es einfach nicht, daß hier jemand eine recht bedeutende Machtposition besaß, von der er nach außen hin gar keinen Gebrauch machte. „Ich mag nicht auf der Tonne stehen“, pflegte er zu sagen. Ernst Schröder ist ein Beispiel für den seltenen Fall, daß ein an sich rein geistiger und damit im Grunde kontemplativer Typus eine relativ sehr bedeutende politische Funktion ausübte. Solche Menschen bleiben letztlich Fremdlinge in der politischen Welt. Seine Gegner warfen ihm vor, „mit jedem System zu können“, und bedachten nicht, daß er jene schwierige Aufgabe zu meistern hatte, die darin bestand, daß die politischen und vor allem finanziellen Voraussetzungen für die kulturelle Kleinarbeit von ihm *vorher* geschaffen werden mußten, ehe beispielsweise im Westen irgendwo auf dem Dorfe für den Werkunterricht eine Hobelbank aufgestellt oder in Eiderstedt eine neue Dorfbücherei errichtet werden konnte. Daß das Gesamtwerk des Vereins in der nationalsozialistischen Zeit nicht irgendwo „eingegliedert“ wurde, das verdankt man in erster Linie Ernst Schröder. Er hatte naturgemäß Gegner im dänischen Lager. Seine Verurteilung erfolgte 1948 überwiegend wegen seiner politischen Verantwortung als Aufsichtsratsvorsitzender der „Nordschleswigschen Zeitung“. Jener Ausbund an politischer Intrigue, als den ihn sowohl dänische als vereinzelte deutsche Stimmen hingestellt haben, ist er nicht gewesen. Heute liegen dänische Äußerungen vor, die bereit sind, dem nationalen Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wenn er auch politische Fehler, vielleicht im Einzelfall nicht leicht verzeihliche Fehler, begangen haben sollte, dann mag dies aus einer Schwäche geschehen sein, die vielfach verschlungene Wurzeln in seinem Charakter hatte und die nicht selten hervortretenden Menschen eigen ist.

*

Daß er um menschliche Schwächen gewußt hat, Schwächen nicht zuletzt des Grenzlandmenschen, beweisen seine Aufsätze und seine Bücher. Sein schriftstellerisches Werk umfaßt zahllose Aufsätze und Broschüren sowie folgende Bücher:

Schleswig — ein Grenzland. Flensburg 1938.

Nachdenkliche Reise durch Dänemark. Flensburg 1939.

Nordschleswig. Flensburg 1940.

Zwischen Hadersleben und Flensburg. Flensburg 1942.

Diese Bücher sollen hier nicht besprochen werden. Allein, es muß hervorgehoben werden, daß die Einleitung zu der Aufsatzsammlung „Schleswig — ein Grenzland“ zu dem Besten gehört, das deutscherseits über die Zeit von 1864—1920 geschrieben wurde. Und *ein* Zitat aus dieser Einleitung möge zeigen, daß er die Fähigkeit hatte, in seinen Formulierungen zur Sinndeutung vorzustoßen. Es heißt am Ende der Einleitung: „Was unseren nordischen Nachbarn anlangt, so wissen wir, die wir dem Gebiet entstammen, in dem beide Kulturen sich treffen, daß das Urteil über das dänische Volk hin und her pendelt; bald wird es als weiches, literarisierendes Volk geschildert, bald wird die echte Kraft, die in dem dänischen Volk vermutet wird, in den Vordergrund geschoben. Wir Grenzmenschen aus Nordschleswig wissen, daß in der Tat in dem dänischen Volk nationale Impulse ruhen, daß das Volk, ein Bauernvolk, einen Stil hat, mit dem in einer geistigen Auseinandersetzung zu leben es sich lohnt. Über allen Tagesstreit hinweg werden wir nicht vergessen, daß wir eine ganz nahe verwandte Kultur in ihren Ausläufern in Nordschleswig um uns erleben, daß wir, die wir im Schatz deutscher Kultur verwurzelt sind, aus der Summe nordischer Kultur reich beeindruckt worden sind; ja, der Streit des Tages kann uns nicht davon zurückhalten, von einer heimlichen Neigung zu diesem verwandten Volk zu sprechen. In dem Zwiespalt dieser Empfindungen liegen Tragik und Beglückung des Grenzmenschen, der ganzen Grenzbevölkerung, soweit sie nationalbewußt ihrem Volk die Treue hält.“ Es stimmt gut zu dieser Äußerung, wenn Schröder einmal dem Verfasser dieser Zeilen 1940 gegenüber äußerte, die Grenzfrage sei bis 1920 vorwiegend ein territoriales Problem gewesen, allmählich bilde sich eine Auffassung heraus, nach der sie mehr als eine geistige Frage anzusehen sei. In den zwanziger Jahren hatte er einen allerdings recht gemäßigten, oder um es mit seinem eigenen Wort zu sagen, recht beherrschten Grenzrevisionismus vertreten, dessen „Flauheit“ ihm deutscherseits gelegentlich Gegner schuf. Die Äußerung aus dem Jahre 1940 und seine ganze Haltung während des letzten Jahrzehnts seines Lebens lassen darauf schließen, daß er, um im heutigen politischen Stil zu reden, viel eher eine innere Überwindung der Grenzen gewünscht hätte. Eigentlich könnten folgenden Satz aus der oben genannten Einleitung sowohl Deutsche als Dänen unterschreiben:

„Ein Volk kann nur bestehen, wenn es den Willen hat, die Energie entfaltet, sich zu behaupten.“ Soviel über das „politische Programm“ Ernst Schröders, das im einzelnen Ernst Siegfried Hansen in seinem Buch „Kurier der Heimat“ gültig analysiert hat.

Ernst Schröder konnte gelegentlich über seine geliebten Landsleute, die Nordschleswiger, auch kritische Worte sprechen und mied vor allem eine sentimentale Darstellung der Grenzlandbewohner. Damit rückte er sehr deutlich von dem fatalen Klischee ab, nach dem alle Bewohner von Grenzländern in den Jahrzehnten von 1900—1940 als wahre Tugendbolde und eine Art politische Alltagsheilige angesehen wurden. Auch andere Völker haben Peinlichkeiten vorzuweisen. Ein für Ernst Schröder bezeichnendes Wort ist es, wenn er von „dem sanften und ruhigen Gewirr der Dinge und Menschen in Nordschleswig“ spricht. Wer ihn kannte, wußte, wie sehr er sich als Teilchen in diesem Gewirr befand — *und wohlbefand*; zugleich aber besaß er die Fähigkeit, sich an das Ufer des langsam fließenden nordschleswigschen Lebensstromes zu stellen und von außen her als Unbeteiligter Rückschau und Vorschau zu halten. Wie nur wenige hat er die Zwischentöne im Pulsschlag der Landschaft und ihrer Menschen gehört — und, was entscheidend für seinen politischen Erfolg war, sie in seiner täglichen Arbeit beachtet und in Rechnung gestellt. Diese schwere Kunst zu üben war und ist in unserem Grenzland manchen der agierenden Politiker versagt geblieben. Schröder beherrschte sie. Er erlebte mit wachen Sinnen die besondere Schönheit der cimbrischen Landschaft, er studierte ihre Geschichte und erkannte die Gesetzmäßigkeit des geschichtlichen Ablaufs. Er entwickelte einen Lebensstil, der in unlösbarem Zusammenhang mit der Landschaft stand und deutlich machte, wie sehr diese Landschaft *dem* zu einer Persönlichkeitsbildung verhilft, der ihren Gesetzen zu lauschen versteht. Aufgeschlossen für alles Schöne in der Natur und in der Kunst, interessiert am Genuß der sogenannten irdischen Güter, aber maßvoll, gab er das Beispiel einer persönlichen Lebensgestaltung, die man wegen ihrer Bodenständigkeit und Weltoffenheit als harmonisch bezeichnen kann. Niemand war von der Atmosphäre des Hauses Schröder und der liebenswürdigen Art des Hausherrn unberührt. Diese Art wurzelte in einer echten und glücklichen Familientradition. Sowohl seiner alten Mutter, seinen Geschwistern, vor allem seiner Frau und seinem Sohn begegnete Ernst Schröder mit einer ungewöhnlich großen Liebe und Güte. Und diese Güte brachte er auch seinen nächsten Mitarbeitern entgegen. Ernst Schröder verstand zu schenken, er schenkte reichlich und niemals so, daß es den Empfänger bedrücken konnte. Wer ihn aber nicht in seinem Hause, vor seinen vielen, vielen Büchern und Bildern, insbesondere denen Niko Wöhlks, an seinem Flügel und vor seinem großen Plattenschrank gekannt hat, der hat ihn nicht eigentlich gekannt. Hier war er ganz er selbst. Es konnte geschehen — und dies sogar in seinem Büro — daß er einem

minutiös genau den Aufbau einer Brahmschen Symphonie taktierte.

*

Als der Verfasser dieser Zeilen Ernst Schröder einmal in jugendlichem Eifer fragte: „Was wollen wir denn eigentlich mit unserer Arbeit hier im Land bezwecken?“, da antwortete Schröder schlicht: „Dazu beitragen, daß die Menschen dieser Landschaft ruhig, glücklich und zufrieden leben können.“ Aus dieser Antwort sprach der Humanist und wahrhaft liberale Mensch, der er war, und in ihr und dem entsprechenden Tun lag die Lösung des Rätsels, daß Ernst Schröder, der als Politiker nie populär im Sinne billiger Publicity war, doch eine echte Popularität genoß. War Ernst Schröder wirklich ein Politiker? Er war es, insofern er eine Lage vor dem Handeln genau zu beurteilen verstand und sein Handeln in Einklang mit der Entwicklung der Zeittendenzen brachte. Er beurteilte Vorgänge, die als Geschichte in die Gegenwart mündeten, richtig daraufhin, ob sie „alt“ oder „jung“ waren, und erkannte, daß Gegenwart immer eine bestimmte Phase des Pendelausschlages in dem geschichtlichen Ablauf der Dinge ist. Insofern war er in der Tat ein Politiker, er war jedoch keiner im landläufigen Sinne des Wortes. Er setzte hinter alle Dinge ein Fragezeichen und machte innere Vorbehalte. Auch das war ein Grund dafür, daß er nicht immer verstanden wurde, ja ein Grund dafür, daß er Gegner hatte. Er war nicht für die Simplizität zu haben. Maeterlinck mag ihm aus der Seele gesprochen haben, wenn er einmal sagte: „Unsere Weisheit, unsere Tugenden, unsere Politik sind weiter nichts als die Früchte der herben Notwendigkeit, die unsere Einbildungskraft vergoldet hat; sie haben keinen anderen Zweck, als unsere Selbstsucht nutzbar zu machen und die ursprünglich schädliche Tätigkeit der Einzelwesen zum gemeinsamen Heile zu wenden.“

Ernst Schröder war ein ungemein positiver Mensch durch seine Arbeit — und im persönlichen Bereich nicht allein durch seine Güte, sondern auch durch seinen Humor. Ihn beschäftigten zutiefst die großen Rätsel des Daseins. Er studierte die grundlegenden Werke über den Kosmos, die Entstehung des Lebens und immer wieder an Beispielen bedeutender Gestalten der Geschichte Werke über den Ablauf, d. h. den Sinn oder Unsinn geschichtlichen Geschehens. Die Zeit des deutsch-dänischen Gesamtstaats war eine Periode der Heimatgeschichte, die ihm besonders „lag“. Daher sollen an den Schluß unserer Ausführungen einige Sätze aus Schröders Buch „Nachdenkliche Reise durch Dänemark“ gesetzt werden. Er schreibt dort über diese Periode: „Die Fehden und Zusammenklänge waren weder Spielerei noch Zeitvertreib, sondern sie waren wirklich Kulturgeschichte und Geistesgeschichte; daß Kleinlichkeiten und Engheiten zum Gesamtbilde gehörten, schmälert nicht den tiefen Sinn einer Epoche, die von edlen Regungen erfüllt war. Man bedauert, ohne ein Recht dazu zu haben, daß ein seltsames Jahrhundert diese Entwicklung, über die naturgemäß auch viel Kritisches nachträglich gesagt werden kann, abbrach und hemmte und daß man nicht von einer Fortsetzung im

vollen Akkord und mit ganzem Registerwerk sprechen kann. Das Trennende schob sich dazwischen. Vielleicht war die Wechselwirkung in gewissen Perioden dieser Epoche überfeinert, vielleicht hatte sie den echten Boden des schöpferischen Volkskörpers verlassen.

Weltpolitische Konstellationen, die Enge des Raumes Europa, unseres Weltteils, die an Zahl gewaltig wachsenden Menschen, das langsam, aber heftig, ja ruckweise Sichbesinnen auf Volk, Rasse, Nationalbewußtsein — der Kampf der Völker ums Dasein, jedes Volkes um sein Dasein, die Technik, das neue Weltbild, das sich schuf —, alles dieses warf sich zwischen eine heute literarisch scheinende lange Periode und andererseits die Härte der Gegenwart. Mit ‚literarisch‘ kann man die Dinge aber nicht bezeichnen. Für viele unserer Zeitgenossen bedeuten jene Jahrhunderte der Wechselwirkung zwischen Norden und Süden nur Dichtung und Philosophie, nutzlose Grübeleien und Naturschwärmerei, während in Wahrheit die Dichte und Fülle des Volkstums, ja, seine ursprüngliche Gesundheit und Kraft die Voraussetzung und der Untergrund für diese Strömungen geistiger und volkstümlicher Verbindung zwischen Norden und Süden waren. Es war nicht nur ‚Literatur‘.“

Auch heute, nach zwanzig Jahren, haben einige dieser Gedanken eine bemerkenswert aktuelle Note. Wie zutreffend die Vokabel von dem seltsamen (dem 19.) Jahrhundert, wie modern die Bemerkung über das neue Weltbild und seinen Einfluß auf den Gang des deutsch-dänischen Gesprächs. Hier ist angedeutet, was uns heute beschäftigt, nämlich die Aufgabe, die politische und kulturelle Begegnung und Aus= einandersetzung zwischen Deutschland und Dänemark in ihrem fruchtbaren historischen Kern zu erhalten und im Geiste der schöpferischen Gedanken unserer Zeit weiterzuentwickeln.

J. P. Nielsen

Über ein Menschenalter erstreckte sich das Leben und Wirken J. P. Niensens in Nordschleswig. Er kam 1920, wenige Tage vor der ersten Folketingwahl, und blieb bis zu seinem Tode im April 1952. Er kam als Parteimann mit begrenztem Parteauftrag, doch wuchs er über diesen schon nach wenigen Jahren weit hinaus. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens war es dahin gekommen, daß ganz Nordschleswig zu ihm als Ratgeber, Helfer und Freund in politischen und privaten Bedrängnissen aufsah. Menschen aus allen sozialen Schichten, aus allen Parteien, Dänen und Deutsche, fanden, wann immer sie etwas bedrückte — und was drückte nicht alles in jenen schweren Jahren! —, den Weg zu ihm in die „Hütte“ am Dynterstrand.

Als er kam, war er ein Kopenhagener, wenige kannten ihn, und den wenigen, die von ihm gehört hatten, war er als „Radikaler“ leicht verdächtig: „Was soll uns der im konservativen Nordschleswig?“ Zudem hieß es, daß er für die nationale Frage wenig übrig habe. Als er ging, war er längst Nordschleswiger geworden — „en af vore egne“ — und hieß nicht mehr J. P. Nielsen, sondern einfach J. P. Jedermann wußte, obgleich in Nordschleswig Tausende Jens Peter heißen, wer gemeint war. Nichts scheint mir den Wandel deutlicher zu bezeichnen, als der Nachruf, den ihm Hans Peter Hanssens Tochter, Ingeborg Refslund-Thomsen, widmete. „Durch dreißig Jahre haben wir gefragt, was sagt J. P.?“ So beginnt sie, und der Schlußsatz lautet: „Dank Dir, daß Du bei uns bliebst, J. P.!“

Dabei eignete ihm nichts Glänzendes. Körperlich klein und wenig ansehnlich, in seiner Kleidung einfach bis zur Sorglosigkeit, bescheiden in seiner Lebensführung — die Einrichtung der „Hütte“ war denkbar spartanisch —, fehlte ihm auch der geistige und oratorische Glanz. Er dachte einfach, geradezu und sprach und schrieb, wie er dachte. Er schrieb besser, als er sprach. Nichts von Diplomatie. Seine Artikel waren oft scharf, nicht selten bissig, wie er überhaupt etwas Knurriges an sich hatte. Aber dahinter verbarg sich eine gesunde, selten fehlgehende Urteilskraft; vor allem aber das Entscheidende, das erst die weite, tiefgreifende, von ihm und seinem Tun ausgehende Wirkung erklärt: sein großes, mitfühlendes, allzeit hilfreiches Herz. „Nichts ist so volkstümlich wie Güte.“ J. P. war in unseren Tagen ein lebender Beweis für die Wahrheit dieses Montaigne zugeschriebenen Wortes. Es hat in der neueren Geschichte unserer Heimat nicht wenige Männer gegeben, die Bedeutendes geleistet haben. Einige haben in diesen Heften jüngst ihre Würdigung erfahren, darunter Dänen und Deutsche. Manche von ihnen waren mit glänzenderen Gaben ausgestattet als J. P. Ich sehe

keinen, der ihn an tiefer und nachhaltiger Wirkung auf die Menschen übertroffen hätte. Keiner hat sich in streiterfüllter Zeit um die Bewahrung freundschaftlicher Beziehungen in Nordschleswig größeres Verdienst erworben als er.

Wenig in J. P. Niensens Werdegang weist auf eine spätere Lebensarbeit in Nordschleswig hin. Er wurde 1873 als jüngstes von vier Kindern auf einer kleinen Häuslerstelle in Tybjerglille, Seeland, geboren. Das Elternhaus war arm, sechs Tonnen Land, die dem Gissfeldkloster gehörten und die der Vater in Pacht hatte. Aber es war ein gutes Heim. J. P. hat sich seiner bis ins Alter dankbar und gern erinnert. Jedoch lernte er schon als Kind die elenden Verhältnisse des dänischen Landproletariats kennen, wie er später, nach beendeter Schulzeit und Bäckerlehre, die nicht minder elenden Umstände des Kopenhagener Proletariats am eigenen Leibe erfuhr.

Die damals in Dänemark junge Arbeiterbewegung ergriff auch ihn. Er wurde Mitglied und bald Vorstandsmitglied seiner Gewerkschaft. Wichtiger war ihm jedoch die Parteiarbeit. Es gab in den Neunzigern und bis zum ersten Weltkrieg hin in der dänischen Sozialdemokratie eine radikale Opposition, die ihren Mittelpunkt in einem Diskussionsklub „Karl Marx“ hatte und auch eine Zeitschrift „Sozialisten“ herausgab. Diesem Kreise, dessen Häupter Nikolai Petersen und Gerson Trier waren, schloß sich neben anderen jungen Sozialisten, unter denen die später so bekannt gewordenen K. K. Steincke und C. V. Bramsnæs zu nennen sind, auch Nielsen an. Er wurde Mitarbeiter und war zeitweilig Mitherausgeber dieser Zeitschrift, in der er jede Zusammenarbeit mit den bürgerlichen Parteien ablehnte. Die Gesinnung, die den jungen Nielsen dabei leitete, hat er selbst 1911 in der Zeitschrift in folgendem Satz erläutert: „Auch wir Arbeiter haben unser Himmelreich, nicht zuletzt in unseren Gedanken und Ideen von der neuen Welt, die wir heraufführen wollen.“ Für Nielsen war der Sozialismus, eine viel spätere Äußerung im Folketing macht das deutlich, praktisches Christentum, geboten durch die Lehre: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“

Der junge Nielsen erweiterte seinen Gesichtskreis durch ausgedehnte Auslandsreisen. Er wanderte und arbeitete inzwischen an verschiedenen Orten, wie es damals die jungen Handwerker noch zu tun pflegten. 1894 war er einige Monate in Flensburg. Seinen Eindruck von dem dortigen Dänentum kleidete er nachmals in die Worte: „Man brauchte jedenfalls eine Laterne, um das Dänentum dort zu entdecken.“ Weitere Stationen waren Elmshorn, Hamburg, Münster, Amsterdam, Rotterdam, Basel, Zürich und Bern. Den Schluß machte ein längerer Aufenthalt in Berlin, wo er Bebel, Bernstein und Kautsky hörte. Der Ertrag dieser Reise, der später noch manch andere folgte, war, daß er sich die deutsche Sprache aneignete, zahlreiche deutsche Genossen kennenlernte und manche Freundschaften schloß, die fürs Leben hielten. Das brachte ihm in Staunings legendenumwobenem Notizbuch den ersten Pluspunkt ein.

Das Ereignis, das über Niensens fernere, vom Radikalismus seiner Jugend hinwegführende Entwicklung entschied, war der Zusammenbruch der Internationale im August 1914. Es erwies sich, daß die internationale Solidarität der Arbeiter versagte, als sie sich bewähren sollte, als sie den Krieg hätte verhindern sollen. Die Enttäuschung vertiefte sich, als nach beendetem Kriege die gleiche Organisation der Arbeiter vor der Aufgabe, einen gerechten, Dauer versprechenden Frieden herbeizuführen, nochmals versagte. Von nun ab hat Nielsen seine Aufgabe und die seiner Partei vornehmlich in der Durchsetzung der sozialen Demokratie in Dänemark selbst, im Danske Samfund, gesehen.

In den ersten Weltkrieg und die Jahre danach fällt jenes Liebeswerk Niensens, das ihm in Deutschland den Ehrennamen des „Kindervaters“ eingetragen hat. Er sagte auf seine einfache Weise: „Ich weiß nicht, wer schuld hat am Kriege, aber das weiß ich bestimmt, die Kinder haben keine Schuld.“ Und als er sah, daß die Kinder in Deutschland hungern mußten, ging er hin und organisierte das größte Hilfswerk für sie, das man bis dahin gesehen hatte. Es begann 1917 und endete erst 1924, nachdem sich die Verhältnisse in Deutschland und Österreich normalisiert hatten. Fast 35 000 deutsche Kinder holte Nielsen in diesen Jahren in dänische Häuser und ließ sie da durchfüttern, ungerechnet die Kinder aus Österreich und anderen Ländern, und ungerechnet die Hilfsaktionen, die er in deutschen Großstädten und in Wien durchführen ließ. Dies war, als 1920 ein Mann für Nordschleswig benötigt wurde, Niensens zweiter Pluspunkt in Staunings Notizbuch.

Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus, nur merken es die Beteiligten meist nicht. Weder die Flensburger noch J. P. Nielsen scheinen geahnt zu haben, was Stauning mit ihm vor hatte, als er ihn unmittelbar nach Kriegsschluß, Anfang 1919, nach Flensburg schickte mit dem Auftrag, die Stimmung in dieser umstrittenen Stadt zu sondieren. Nielsen hielt es nach seiner Rückkehr für wahrscheinlich, daß die Hälfte, vielleicht gar eine Mehrheit für Dänemark stimmen werde; denn die Arbeiterbewegung sei dänisch orientiert. Und hierin hatte Nielsen damals unzweifelhaft recht. Als er ein Jahr später, unmittelbar vor der Abstimmung, ein zweites Mal dort war, hatte sich die Lage geändert. Nach Kopenhagen zurückgekehrt, sagte er nun eine große deutsche Mehrheit voraus. Und wiederum hatte er recht, denn inzwischen hatte die deutsche Sozialdemokratie ihre Anhänger auf Vordermann gebracht und unter Hinweis auf die vermeintlich größeren Möglichkeiten für Demokratie und Fortschritt in der Republik von Weimar die Arbeiter zur Stimmabgabe für Deutschland bewogen.

Als Letztes diente J. P. Nielsen zur Vorbereitung auf die spätere Lebensaufgabe seine Teilnahme als Mitglied der dänischen Delegation an der Berner Konferenz der sozialdemokratischen Parteien im Februar 1919. Hier war er an einer für dieses Land wichtigen Entscheidung beteiligt. Während die Bemühungen der von Branting veranlaßten Konferenz um eine sozialistische Beeinflussung der

Friedensbedingungen im ganzen, wie schon erwähnt, scheiterten, einigten sich die deutsche und die dänische Delegation über die Grundsätze, nach denen die Bevölkerung Nord- und Mittelschleswigs das Selbstbestimmungsrecht ausüben sollte, wie auch über die Rechte, die beide Regierungen den verbleibenden Minderheiten, evtl. unter Garantie und Kontrolle des Völkerbundes, zusichern sollten. Diese Berner Entschließung ging bekanntlich in der Hauptlinie in den Friedensvertrag über. Daß die vereinbarten Abstimmungsbedingungen, durch die die Clausenlinie als Grenze vorweg festgelegt war, auf deutscher Seite stark und nachhaltig kritisiert wurden, soll hier nur angemerkt werden, weil die Entwicklung seither diese Kritik überholt und die Festigkeit der damals festgestellten Grenze bewiesen hat.

So war J. P. Nielsen, obgleich nichts in seinem Lebensplan hierauf abgezielt war, dank Stauning, dem Klugen, der seinen Erwählten hinter dessen Rücken in die Schule genommen hatte, für die Aufgabe, die seiner nun wartete, vortrefflich gerüstet. Und Nielsen griff zu. Er hätte, als Vorstandsmitglied der Partei wie des Gewerkschaftsverbandes seit 1910, auch ein Folketingsmandat war ihm sicher, seine vielseitige politische und gewerkschaftliche Arbeit in guter Position in der Hauptstadt fortsetzen können, zog aber die nach außen bescheidene Stellung eines Redakteurs in Sonderburg vor. Er hat diese Entscheidung nie bereut; denn hier in Nordschleswig fand er eine Lebenserfüllung, die ihn beglückte, ihn und seine Frau.

Das muß hier nämlich nachgetragen werden: J. P. ist nicht zu denken ohne seine Anna, der er sich 1893 versprochen, die er 1898 geheiratet, und die ihm zwei Söhne und drei Töchter geboren hatte; eine ausgezeichnete Frau. Einmal, in der Zeit ihres Verlöbnisses, hatte sie ihm erklärt, sie wolle ihn nicht haben, wenn er darauf bestehe, sonntags nachmittags spazierenzugehen, statt mit ihr einen bildenden Vortrag zu besuchen. K. K. Steincke, der als Student das junge Paar besuchte, das damals in bedrängten Verhältnissen, drei Kinder waren schon geboren, in einem Kopenhagener Hinterhaus wohnte, erzählt, daß in der Wohnstube eine große altmodische „Rolle“ stand, die die Frau, um mitzuverdienen, bediente, während sie eifrig in Kropotkins, des Anarchisten, Erinnerungen las. Nach dem Tode ihres Mannes sagte sie schlicht und beiläufig: „Wir haben einfach gelebt, und so habe ich jetzt genug, um für die Zwecke, die meinem Mann am Herzen lagen, immer noch etwas übrig zu haben.“

*

Es war der 11. September 1920, als Nielsen in Sonderburg eintraf. Am 21. sollte Folketingwahl sein, viel Zeit blieb also nicht. Eine Parteiorganisation bestand nur in den Städten. Der aktiven Mitglieder waren wenige, und diese waren meist „Kulturdeutsche“. Nielsen kandidierte in den Kreisen Sonderburg und Tondern. In Tondern sprach er zu seinen Wählern deutsch, verschickte auch einen deutschen

Wahlaufruf, was man ihm übel nahm. Das Ergebnis war so gut, wie es unter diesen Umständen sein konnte. Die Partei erzielte in Nordschleswig rund 6500 Stimmen. Damit brachte sie Nielsen durch, stand aber hinter der Venstre, der Schleswigschen Partei und der Konservativen Volkspartei erst an vierter Stelle. Die eigentliche organisatorische Arbeit konnte erst nachher einsetzen. Der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten. 1924 verdoppelte, 1929 verdreifachte die Partei ihre Stimmzahl und rückte nahe an die Venstre heran, die sie 1932 überflügelte. 1935 war sie mit fast 27 000 Stimmen reichlich so stark wie Venstre und Konservative zusammen.

Daß die Arbeit, die diesen Vormarsch ermöglicht hatte, nicht an der Oberfläche haften geblieben war, daß man nicht nur agitiert und organisiert, sondern Beachtliches, vor allem für die kleinen Leute, geleistet hatte, wurde erstmals deutlich, als die Weltkrise die dänische Landwirtschaft ergriff und die L. S. (Landbrugernes Sammenslutning) gebar, eine Bewegung, die in Nordschleswig nazistisch durchsetzt war. Da hielt, während die Hofbesitzer revoltierten, der kleine Mann in Nordschleswig, den Nielsen und seine Freunde für die Partei und damit für Dänemark gewonnen hatten, fest zur dänischen Demokratie. Nielsen, und das war wieder für ihn bezeichnend, stand einerseits in vorderster Reihe der demokratischen Abwehr, andererseits trat er nachdrücklich und mit Erfolg für Maßnahmen zur wirtschaftlichen Entlastung des Bauernstandes ein. Dabei ergab sich das Paradox, daß er Arm in Arm mit seinem Namensvetter vom anderen politischen Flügel, mit dem L. S.- Führer Peter Nielsen-Refsø, der allerdings zu den Maßvollen gehörte, in die Schranken trat. Das konnte nur er sich erlauben. So gelang es — inzwischen schrieb man 1934 und die krisenmildernden Maßnahmen der Regierung begannen sich auszuwirken —, die L. S.-Bewegung in demokratische Bahnen zu leiten. Sie verlor nun auch an Bedeutung. J. P. Nielsen hatte daran ein nicht geringes persönliches Verdienst.

In die gleiche Zeit fällt die endgültige Abwanderung der deutschen Sozialdemokraten ins dänische Lager. Die geduldige Arbeit J. P. Niensens, der in den vorangegangenen Jahren das Volksbekenntnis nicht angerührt, die nationalpolitische Frage innerhalb der Partei nicht zur Diskussion zugelassen hatte, trug nun ihre Frucht. Den letzten Anstoß gab die Nazifizierung der deutschen Minderheit infolge der Ereignisse von 1933. Das Nähere über diesen Vorgang ist bei Frede Nielsen nachzulesen, J. P.s Mitarbeiter und Nachfolger, der die Geschichte der nordschleswigschen Arbeiterbewegung bis 1938 und darin das Bild seines Lehrers und Freundes getreulich aufgezeichnet hat, eine für uns Deutsche zwar nicht angenehme, aber überaus lehrreiche Lektüre.*

Der Zusammenbruch der Freiheit in Deutschland traf J. P. Nielsen noch schwerer

* Frede Nielsen, Fra Udmark til Forpost, Forlaget „Fremad“, København, 1938

als das Versagen der Internationale 1914/18, er traf ihn ins Herz. Denn jetzt bedrohte der braune Sturm auf die Grenze, im Verein mit dem Angriff fanatisierter Nordschleswiger auf die Grundlagen der dänischen Demokratie, sein eigenes Werk. Keinen Augenblick war er darüber im Zweifel, daß es nun darauf ankomme, alle Kraft des Dänentums zur Verteidigung seiner Freiheit zusammenzufassen. Die gleiche Notwendigkeit rief auch den alten H. P. Hanssen nochmals auf den Plan. Auf Hanssens Initiative versammelten sich am 12. April 1933 400 Vertreter aus allen Gemeinden, Schichten und Parteien des Landesteils in Apenrade, wo man sich über die ersten nun notwendigen Abwehrmaßnahmen verständigte. Dem folgte am 17. April, dem zweiten Ostertag, eine sozialdemokratische Kundgebung in Tingleff unter so starker Beteiligung, daß aller Rahmen gesprengt wurde. Hier rechnete J. P. Nielsen mit der deutschen Minderheit ab:

„Wir wollen nicht akzeptieren, daß eine kleine Minderheit uns etwas diktieren soll. Wir haben in allen Jahren seit der Wiedervereinigung die Interessen der deutschen Minderheit wahrgenommen, und sie genießt nun volle Freiheit.

Fast immer war ich es, zu dem die Deutschen gekommen sind, wenn dies oder das erreicht werden sollte. Pastor Schmidt hätte nie etwas durchgesetzt, hätte er nicht seine Stärke von uns, der Sozialdemokratie, geholt. Die Lebensbedingungen, die die deutsche Minderheit heute hier hat, sind besser als die jeder anderen Minderheit in der Welt. Das ist im wesentlichen durch unsere Hilfe geschaffen worden, und das weiß Pastor Schmidt sehr gut. Nun hat die deutsche Minderheit selbst die Brücke abgebrochen, und nun muß naturgemäß unsere Stellung ihr gegenüber eine andere werden.“

*

Aus der Bitterkeit dieser Worte spricht seine Enttäuschung. Die Kundgebung in Tingleff wurde nach zwei Richtungen bedeutsam. Erstens: Die Arbeiter, mit Einschluß der bislang deutschgesinnten, mit Ausnahme höchstens von ein paar Unorganisierten, wurden gegen Nazieinflüsse immunisiert. Zweitens: Der nun klar dänische Kurs der nordschleswigschen Sozialdemokraten schuf die Voraussetzung für die überparteiliche dänische Zusammenarbeit, die sich in der Abwehr der kommenden Stürme bewähren sollte.

Und sie bewährte sich. Stolz konnte J. P. 1935 im Folketing aussprechen:

„Das Dänentum macht in Nordschleswig ständig große Fortschritte. Während es aber früher der aufgeklärte Bauernstand war, der voranging, ist es jetzt die Arbeiterklasse. Darum soll man nicht weinen über ein paar tausend Stimmen, die der deutschen Partei zufallen. Aus demselben Grund soll L. S. sich nur mit Massen brüsten. Wir haben früher verrückte

Bewegungen in Nordschleswig gekannt, sie wurden selten alt. Niemand kann sich darüber wundern, daß die Saar und Memel deutsch stimmten, denn beide sind deutsch. Aber niemand soll sich auch darüber wundern, daß Nordschleswig dänisch stimmt; denn das darf ich aus meinem in vielen Jahren erworbenen Wissen von Nordschleswig sagen, daß die nordschleswigsche Bevölkerung kerndänisch ist. Das ist in erster Linie darauf zurückzuführen, daß die nordschleswigsche Unterklasse gelernt hat, daß der Krise und allen Schwierigkeiten zum Trotz in Dänemark die Menschenwürde gilt. Und namentlich dessen ist das nordschleswigsche Volk im Vaterland Grundtvigs sicher, daß es frei ist, zu denken, zu glauben und zu reden.“

Diese Sätze blieben der Tenor aller Reden, die er in den folgenden Jahren der ständig wachsenden nazistischen Bedrohung hielt, und was er damit festgestellt hatte, erhärtete die Folketingwahl von 1939; jene Wahl, die dänischerseits als zweite Volksabstimmung gewertet werden konnte, da der Minderheit der angekündigte und für sicher gehaltene Einbruch in die dänische Wählerreserve bei einer Wahlbeteiligung von 92 Prozent mißlang.

Der Kriegausbruch konnte J. P. nach dem Schock von 1933 nicht mehr erschüttern. Was vorauszusehen war, mußte nun seinen Gang gehen. Auch die Besetzung seines Landes am 9. April 1940 durch die nazistische Wehrmacht änderte an seiner Haltung nichts. Die Episode seiner Verhaftung am 12. April — er war mit Frede Nielsen verwechselt worden — überstand er mit Humor. Die geschmeidige Verhandlungstaktik Staunings und nach dessen Tode des Kabinetts Scavenius hielt er in Anbetracht der Machtverhältnisse für richtig. Individuelle Sabotage ermutigte er nicht. Was er in der gegebenen Lage vom dänischen Volk erwartete, läßt sich einem Artikel „Politische Selbständigkeit“ vom 30. Juli 1940 entnehmen, aus dem hier die folgenden Sätze zitiert seien:

„Die Geschichte des dänischen Volkes geht durch tausend Jahre und wird gehen durch andere tausend Jahre. Und es ist die Geschichte, die zu ihrer Zeit über unser Handeln in der Lage, in der wir uns heute befinden, das Urteil fällen wird. Ich sehe wohl, daß eine Fünfte Kolonne — darunter die Leute um „Fædrelandet“ — Lakaiendienste leistet. All ihr Großtun ist nur ein verächtlicher Aus=druck dessen, daß sie sich der besonderen Gewogenheit unserer fremden Gäste zu erfreuen glauben. Es muß festgestellt werden, daß wir in Dänemark nun einmal Volksregierung haben und daß gerade dies durch das Versprechen unserer politischen Selbständigkeit respektiert worden ist.“

An diesem Versprechen wollte J. P. die Besatzungsmacht festhalten.

Der Siebzigjährige legte im Frühjahr 1943 sein Reichstagsmandat, das er 23 Jahre

innegehabt hatte, nieder. Er blieb jedoch, denn die Zeit wurde zunehmend unruhiger, den politischen Kämpfen verhaftet.

Die sich abzeichnende deutsche Niederlage hatte die Mentalität des dänischen Volkes verändert. Ein organisierter Terror setzte ein, der mit Gegenterror beantwortet wurde. Am 28. August wurde die dänische Regierung aufgefordert, den Ausnahmezustand zu erklären. Sie lehnte ab und „trat außer Funktion“. Das war das Ende der Verhandlungspolitik. Am 29. August ging die ausführende Gewalt auf die deutschen Militärbehörden über, und von da ab bis zur Kapitulation befand sich das dänische Volk faktisch im Kriegszustand.

In dieser bewegten Schlußphase des Krieges suchten Teile der deutschen Minderheit, zuerst der Haderslebener Kreis, bald auch Volksgruppenführer Dr. Möller, nach einer mehr realistischen politischen Linie. In der gemeinsamen Sorge um die Grundlagen des Zusammenlebens von Dänen und Deutschen im Grenzlande, die sie nicht zerstören lassen, sondern in die Zukunft hinüberretten wollten, fanden sich Möller und J. P. Nielsen. Über dieses Zusammenspiel ist leider nur wenig bekannt. Die Richtung der Gedanken und Handlungen J. P. Niensens kommt indessen in A. Svenssons Bericht über eine Sitzung von Dansk Samråd am 23. Juni 1944 hinreichend deutlich zum Ausdruck. Man erörterte die am 27. Mai vorgenommenen Verhaftungen, darunter Polizeibeamte, Offiziere und Amtmann Thomsen, sowie den Tod des Grenzpolizeichefs Oberstleutnant Paludan-Möller, der sich seiner Verhaftung widersetzt hatte und nach mehrstündigem Feuergefecht gefallen war. J. P. Nielsen warf die Frage auf, ob es richtig war, aus Anlaß dieser Vorgänge an die deutsche Minderheit zu appellieren. Am 29. August, sagte er, reagierte der gemäßigte Flügel der deutschen Minderheit schnell, und die in Nordschleswig genommenen Geiseln wurden freigelassen. Nach den letzten Verhaftungen sei behauptet worden, daß wir dies geschehen lassen und später Rache nehmen sollten, aber so könne er die Sache nicht ansehen. Er habe umgehend an Pastor Schmidt, Tierarzt Möller und Fräulein Martensen, Tingleff, geschrieben, daß, wenn man deutscherseits so vorgehen wolle, eine unübersehbare Kluft zwischen Deutschen und Dänen im Grenzland entstehen müsse. Möller habe darauf mit Dr. Best gesprochen und später ihn, Nielsen, gebeten, auch selbst mit Best zu sprechen. Da die Verhafteten inzwischen nach Kopenhagen übergeführt worden seien, habe er nein gesagt. Um die Jahreswende 1944/45 wurde ein Sohn J. P. Niensens als Eisenbahnsaboteur verhaftet. Dr. Möller rettete dem jungen Nielsen durch seine Intervention das Leben. Er erreichte zwar nicht die Freilassung, doch immerhin soviel, daß der Verhaftete nicht deportiert, sondern in einer Kopenhagener

* A. Svensson, Dansk Samråd, Et Bidrag til sønderjysk Historie før og under den tyske Besættelse

Gefängniszelle bis zum Tage der Befreiung aufgehoben wurde. Seinen Dank dafür hat der Vater später dadurch abgestattet, daß er nach dem Unfalltode des aus der Strafhaft vorzeitig entlassenen Dr. Möller zugunsten der Witwe für die Niederschlagung der Prozeßkosten eintrat.

Mit der Befreiung seines Vaterlandes hebt in J. P. Niensens politischem Lebenslauf das letzte Kapitel an. Wie gern hätte er sich jetzt zurückgezogen, um sich ganz seinem großen Kinderhilfswerk „Sønderjyds Hjelpefond“ zu widmen! Wie gern würde er sich mit dem Ehrenamt als „Hendes Majestæts sønderjydske minister“ begnügt haben! Jedoch die Ereignisse von 1945 ließen das nicht zu. Sie beleidigten seine politische Vernunft, sie verletzten sein Rechtsgefühl, darum blieb er in den Sielen. Die Sorge um Nordschleswig und um die Rechtsstaatlichkeit seines Landes, die er dem Nationalsozialismus als Spiegel vorzuhalten nicht müde geworden war, rief ihn noch einmal auf den Plan. Im Kampf gegen die rückwirkenden Strafgesetze und gegen die Minderheitenschulordnung von 1946 fand er sich am Ende seines Lebens im Gegensatz zu seiner Partei, aber im Bunde mit der alten Garde der Nordschleswiger, der Apenrader so gut wie der Flensburger Richtung.

Worum es ging, braucht hier nicht ausführlich geschildert zu werden. Die Vorgänge sind uns noch gegenwärtig. Auch hat E. S. Hansen dieses Kapitel Heimatgeschichte schon geschrieben.* Es genügt, daß wir hier feststellen: Gegen den kurzsichtigen Vergeltungswillen der Freiheitsbewegung hat sich das Gesetz des Grenzlandes schneller, als damals erwartet werden konnte, wieder durchgesetzt. J. P. und seine Freunde behielten recht. Die Folgen der „Rechtsabrechnung“ nach rückwirkenden Strafgesetzen sind, bis auf geringe Reste, überwunden. Die Minderheit hat ihr Schulwesen unter erträglichen Bedingungen wieder aufbauen können. Nachdem ihr das Examensrecht und neuerdings auch ein Gymnasium zugestanden worden ist, hat sie keine unerfüllten Schulwünsche mehr.

Von dieser Entwicklung zum Guten hat allerdings J. P. Nielsen nur die Anfänge noch erlebt. Er starb, plötzlich und unerwartet, am 19. April 1952, 79 Jahre alt. Am 25. April wurde er unter großer Beteiligung in Boacker zur Ruhe gebettet. Es war eine eindrucksvolle Feier. Auf seinem Stein lesen wir, zustimmend auch wir Deutschen, unter seinem Namen die schlichten Worte:

„TAK FOR DIN GERNING OG INDSATS I GRAENSELANDET“.

* In „Kurier der Heimat“ und „Disteln am Wege“, Deutscher Verlag Bielefeld

ÜBER WERT UND UNWERT EINER TRADITION

Man kann eine verbindliche Tradition nicht ‚machen‘; es ist durchaus eine Frage, welche Werte der Vergangenheit man in ihrem geschichtlichen Sinn begreift und ihnen eine weiterführende Kraft zuspricht, um sie zu pflegen, weil in ihnen ein Bewußtseinszusammenhang besteht...

Aber es gibt auch das etwas künstliche Suchen nach einer Tradition, die aus unserer Zeitlage heraus etwas Gespenstisches erhält durch ihre vollkommene Unverbindlichkeit...

Daß wir, aufs Ganze gesehen, keine einheitliche Tradition besitzen, das teilen wir auch mit anderen Staaten und Völkern auf diesem alten Kontinent. Aber man vergißt leicht, daß die deutsche Volksgeschichte politisch-staatlich sich in Vielfältigem, in der Größenordnung, im Verfassungswesen, auch in der konfessionellen Grundtypik ... in sehr verschiedenem Rahmen vollzog.

Das Suchen nach einer fruchtbaren Tradition bedarf des Weges zu einer geschichtlichen Kontinuität...

Aber es ist eine heikle Aufgabe, in der Zertrümmerung von seelischer Tradition und geistiger Entwicklung, die wir erlebt haben, ... den Anschluß an eine Tradition zu finden, die gleichzeitig deutschen Vergangenheitswerten ihre Würde und dem Rhythmus einer Weltgegenwart sein Recht zugesteht...

Die Vordergrundmenschen brauchen für ihre Form von Traditionspflege die Terminjubiläen, die sie meinethalben mit der Teutoburger Schlacht beginnen lassen können und dann Leipzig, Königgrätz, Sedan, Tannenberg und so weiter. Solche Daten und Namen stehen natürlich groß in der vaterländischen Geschichte. Aber ihre Traditionswerte, die man gelten lassen möchte, sind in dem Unheil der so grandiosen wie subalternen Hybris von Hitler verwüstet worden ...

Wir bleiben, hier in Stolz und Dank, dort in Scham und Trauer, Erben und auch Opfer der Geschichte; unser aller Aufgabe ist, den Kindern, den Enkeln in der bedrohten, in der dürrigen Zeit, in der wir leben, die Chance eines Traditionsgefühls zu sichern, das nichts mehr kennt von dem Bramarbasieren, das sich von innerem Ressentiment nährt und in erzwungenem Pathos sich über die innere Verlegenheit oft mit leichter Verlogenheit hinwegredet, sondern vor der Wirklichkeit nüchtern steht, aber um die Pflicht vor dem Werdenden weiß . . .

Ein Schlagwort dieser Gegenwart spricht von der ‚unbewältigten Vergangenheit‘. In dieser Formel verbirgt sich eine tiefe Not, mit der man aber nur fertig wird, wenn man sich ohne Überschwang, doch mit unverschwärmter Klarheit mit der Zukunft zu verbünden weiß.

Aus der Rede von Bundespräsident Theodor Heuß zur Kieler Woche 1959

Jugend – Freizeit – Erwachsenenbildung

Eine Tagung des Grenzfriedensbundes in Sankelmark

Dänische und deutsche Teilnehmer kamen vom 3. bis 5. Juli 1959 in Sankelmark zusammen, um über Jugendfragen zu sprechen. Die Referate waren teils deutsch, teils dänisch gehalten; die Diskussion war zweisprachig, wobei allerdings die dänischen Teilnehmer, die ausnahmslos gut deutsch sprachen, einigen deutschen Teilnehmern zuliebe die Mühe des Übersetzens auf sich nahmen.

Wissenschaftliche Ergebnisse und grundsätzliche Deutungsmöglichkeiten

Prof. Dr. Wilhelm Hallermann, der Kieler Ordinarius für gerichtliche und soziale Medizin, legte in einem umfassenden und gründlichen Referat die wichtigsten Ergebnisse der modernen Jugendforschung vor.

Statistisch erfaßbare Wandlungen im gegenwärtigen Erscheinungsbild der Jugend (wie Zunahme des Längenwachstums, Verfrühung der körperlichen und Verzögerung der seelisch-geistigen Reifung) weisen die Jugendprobleme als ein weltweites Phänomen aus. Psychologie, Medizin, Soziologie und Pädagogik arbeiten gemeinsam an einer Anthropologie der Jugend, deren Forschungsergebnisse bedeutsam sein müssen für jeden, der mit der Jugend zu tun hat.¹

Dr. Jürgen Henningsen, Lehrbeauftragter an der Pädagogischen Hochschule Kiel, entwickelte eine am geisteswissenschaftlichen Denken orientierte Deutungsmöglichkeit: „Jugend“ sei eine geistige, geschichtliche Lebensform; erwachsenenbildnerische Bemühungen müßten deshalb in jeder geschichtlichen Situation ein besonderes, durch diese Situation bedingtes Ziel haben. (Das Referat ist im vorliegenden Heft abgedruckt.)

Jugendprobleme und Jugendarbeit in Kopenhagen

Cand. polit. Jørgen Andersen, Kopenhagen, sprach über Freizeitprobleme der Jugend. Der Referent gab einen lebhaften Erfahrungsbericht aus seiner fünfzehnjährigen Arbeit mit der großstädtischen Jugend Kopenhagens.

Diese Jugend, häufig aus den ärmsten Winkeln der Großstadt stammend, sei

¹ Der an der Forschung interessierte Leser sei auf zwei materialreiche Standardwerke verwiesen: Wilhelm Roessler, *Jugend im Erziehungsfeld*, Düsseldorf 1957 – Helmut Schelsky, *Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend*. Düsseldorf/Köln 1957.

keineswegs schlechter als die Jugend auf den höheren Schulen oder auf der Universität, auch wenn sie manchmal verwaorlost, aggressiv und randalierend in Erscheinung trete. Alles hänge davon ab, wie die erwachsene Generation den Jungen begegne: die Einstellung des Elternhauses, die Haltung der Presse, die Bemühungen einzelner seien zum Guten wie zum Bösen verantwortlich für das jeweilige „Gesicht“ der aufwachsenden Generation.

Eine bloße Änderung der sozialen Umwelt, etwa eine Umsiedlung der in den Slums hausenden Familien in schmucke Siedlungen, könne das Problem allein noch nicht lösen; z. B. sei ein Versuch in den dreißiger Jahren zuerst keineswegs gelungen: zum rechten Gebrauch der neuen Wohnungen mußte erst geschickt erzogen werden, die gesellschaftliche Integration der verschiedenen so in einem Stadtteil zusammengekommenen Bevölkerungskreise gelang erst nach Kämpfen. Jugendarbeit unter den Bedingungen der Großstadt ist zunächst ein Ringen um die äußeren Bedingungen: um den *Raum* zum eigenen Tätigsein, um die *Zeit* und um die *Mittel*. Solange die Jugendlichen, die tagsüber ihrer Arbeit nachgehen, abends (wenn ihre Freizeit eigentlich erst beginnt) durch die Polizei von den Straßen gewiesen werden, ist erzieherische Beeinflussung dieses Jugendlebens nicht möglich.

Doch selbst wenn solche äußeren Schwierigkeiten überwunden sind, ist die Arbeit mit den Jugendlichen, besonders mit den unorganisierten, die man gerade ansprechen will, noch schwierig. Erst wenn die Brücke des Vertrauens zwischen den Jugendlichen und dem Erwachsenen, der sich ihrer annehmen will, hergestellt ist, ist erfolgreiche Jugendarbeit möglich.

Herr Andersen schilderte, wie trotz vieler anfänglicher Schwierigkeiten seine „Klubs“ entstanden, in denen nicht nur produktiv geschafft wurde, sondern auch Formen demokratischer Selbstverwaltung gefunden wurden. Die Krönung dieser Arbeit war es wohl, als diese Jugendlichen ein eigenes großes Heim in eigener Arbeit erstellen konnten.

Jugendprobleme und Jugendarbeit in Kiel

Jugendpastor Kraft, Kiel, sprach über Fragen der „Freizeitbildung“ der Jugend. Ein Jugendproblem gebe es, weil es ein Erwachsenenproblem gebe. Die heutige deutsche Jugend ist geprägt durch unsere Geschichte. „Sie trägt die Vergangenheit an ihrem Leib und an ihren Seelen.“ Inmitten der geistigen und sozialen Kräfte der Gegenwart behauptet sie sich durch praktische Anpassung; ihre geistige Bewältigung der Dinge bleibt häufig klischeehaft.

Fertigwerden mit der Freizeit bedeutet für den Jugendlichen „Fertigwerden mit der Freiheit“. Seine Freizeit, an Umfang häufig geringer als die der Erwachsenen und nicht selten eingesetzt, um erst die materiellen Mittel für das „eigentliche“ Freizeitleben zu erwerben, verbringt der junge Mensch allein oder in kleinen

Gruppen; die Familie bietet keinen Freizeitraum an. Nur etwa 27 Prozent aller westdeutschen Jugendlichen haben sich bei Verbänden und organisierten Gruppen gebunden.

Befragt man Jugendliche nach ihren Freizeitwünschen, so liegt hinter dem vordergründigen Wunsch, der geäußert wird, häufig ein verborgener, unbewußt gewollter. Dem Erzieher wird deshalb die Entscheidung darüber, wie er die Jugend zu *leiten* habe, nicht abgenommen.

Genau wie Herr Andersen schilderte auch Herr Pastor Kraft in bewegten Worten, wie schwierig es ist, inmitten der Großstadt den *Raum* für Jugendliche zu finden. Wichtig sind Modelleinrichtungen für Freizeitbildung, wie die in einigen Städten jetzt verwirklichten „Häuser der offenen Tür“; der Referent, der ein solches Heim in Kiel begründete und leitet, berichtete anschaulich von seiner Arbeit.

Die Initiative zur Schaffung solcher Einrichtungen dürfe nicht allein den organisierten Verbänden überlassen bleiben (eine Forderung, die auch in der Diskussion mit Nachdruck erhoben wurde). Wenn es den Verantwortlichen gelingt, zum rechten Gebrauch der Freizeit zu erziehen, wird bei der Jugend die freie und persönliche Initiative gefördert, ohne die echtes demokratisches Leben, für das uns in Deutschland die Tradition fehlt, nicht möglich ist. „Der Umgang mit der freien Zeit in Verantwortlichkeit gegenüber Gott, dem Staat und dem Volk und sich selber ist Ziel aller Hilfe.“

Traditionelle Ideen und träumende Jugend

Poul Engberg, Leiter der Volkshochschule in Snoghøj, sprach über „Jugend und Erwachsenenbildung“. Der Referent skizzierte zunächst die verschiedenen Formen der dänischen Erwachsenenbildung: die Aftenskole (in etwa der deutschen Abendvolkshochschule entsprechend), die Aftenhøjskole, die Ungdoms- und Folkehøjskole (stets in Internatsform). Trotz der großen Verschiedenheit der Formen und der Vielfalt der sie tragenden Bewegungen und Organisationen finden die einzelnen Erwachsenenbildungseinrichtungen die gleiche öffentliche Unterstützung. Der Staat sieht allein darauf, ob das „Allgemeinmenschliche“ in den Bildungsbestrebungen (oplysning) zur Geltung kommt, was keineswegs Neutralität oder Farblosigkeit meint: das „Allgemeinmenschliche“ existiert nicht abstrakt, es wird vorgefunden in konkreten Bewegungen mit eigener Tendenz, geknüpft an tatsächliche Kräfte der Zeit.

Die heutige Ungdomsoplysning ist nicht zu verstehen ohne einen Blick auf die Ideen der Tradition, auf Grundtvig, Chr. Kold, Chr. Bruun, Ludvig Schrøder u. a. So sei z. B. heute die Popularisierung wissenschaftlicher Resultate gewiß nützlich und notwendig, jedoch — ganz der traditionellen Auffassung entsprechend — keineswegs die charakteristische Aufgabe. Diese beruht vielmehr auf der demokratischen Überzeugung vom gleichen Wert jedes Menschen und der für

jeden gleich bedeutungsvollen und gleich schwierigen „ansvar for medmennesket“. Eigentliches Ziel der Folkeoplysning ist es, die Jungen hineinzustellen in diese Verantwortung.

So, wie Rousseau das *Kind* und sein Wesen entdeckt habe, habe Grundtvig die *Jugend* als Zeit eigener Gesetzmäßigkeit und eigener Werte und Möglichkeiten entdeckt. Die Kindheit sei vielleicht gar nicht die geeignete Zeit für die eigentlich schulischen Einwirkungen (oplysning). Erst im Jugendalter — das eben sah Grundtvig — erwacht das Verlangen nach oplysning über das Leben in der Gemeinschaft und über die menschlichen Fragen.

Während nämlich das Kind das Zentrum seines Lebens in der elterlichen Autorität, also außerhalb seiner selbst hat, muß der Jugendliche dies Zentrum in sein eigenes Inneres und in sein Gewissen aufnehmen: Unsicherheit entsteht, Zweifel, Lebensangst. Während das Kind im Augenblick lebt, lebt der Jugendliche in der Zukunft. Die Jugend ist, wie man sagte, Zeit des Träumens und der Erwartung. Dieser Erwartung den rechten Inhalt zu geben, ist die Aufgabe. „For der er sammenhang imellem, hvad ungdommen drømmer og hvad manddommen udretter.“

In der Ungdomsoplysning darf nicht versucht werden, die niederbrechende Autorität des Elternhauses durch eine andere zu ersetzen; einen neuen Halt kann der Jugendliche nur *selbst* finden. Trotzdem soll der Lehrer nicht neutral sein, sondern dem selbständig suchenden Jugendlichen durchaus mit persönlicher Entschiedenheit entgegentreten. „Kun gennem andre menneskers tale om livet kan den unge få fyldt sin drøm med livsindholdt, livskraft og virkelighed.“

Die Frage, wie der Jugendliche aus diesem Erwartungszustand in den Dienst für andere und in die Verantwortung hineingelange, ist die Frage nach der heutigen „Folkelighed“ — und, anders formuliert, die Frage nach Gott. Deshalb kann sie nicht intellektuell, sondern muß existentiell beantwortet werden. Der Weg der Ungdomsoplysning ist weder der einer intellektuellen Aufklärung noch der einer Propaganda, sondern der des gelebten Lebens mit anderen Menschen.

Coda

Im Verlauf der Tage, die noch durch einen Vortrag von Bibliotheksdirektor Dr. Johannsen, Flensburg, über die englische Volksbildungsarbeit und ein Referat über die dänischen Probleme angesichts der europäischen Wirtschaftspolitik (Folketingsmand Peter Gorrson, Alnor) bereichert wurden, hörte man mehrfach die Auffassung, daß zwischen dänischen und deutschen Äußerungen zur Sache ein ganz grundsätzlicher Gegensatz zu spüren sei. Man *gestalte* in der dänischen Erwachsenenbildung aus einer überkommenen bewährten Position heraus, was für die deutsche Erwachsenenbildung erst in theoretischer Besinnung *begründet* werden müsse; auf der einen Seite sei vieles schlicht *selbstverständlich*, was der

anderen Seite problematisch erscheine. Besonders deutlich wurde dieser Gegensatz zwischen Engberg, der das Jugendalter und seine Werte durchaus positiv als eine organische Vorbereitungszeit für das demokratische Leben nahm, und Henningsen, der in dieser Lebensform „Jugend“, in ihrer Wertrangordnung und ihrer Denkweise gerade eine Gefahr für das demokratische Leben sehen wollte.

Offensichtlich steht hier hinter der dänischen Meinung die beglückende Erfahrung eines erfüllten gelebten Lebens im Miteinander der Generationen, hinter der deutschen Meinung aber die beunruhigende Erfahrung einer Zeit, in der die Lebensform „Jugend“ verabsolutiert werden konnte und alles Unjugendliche (die „morschen Knochen“) der Verachtung preisgegeben wurde.

Verbindend zwischen den Anschauungen stand jedoch auf beiden Seiten die feste Gewißheit, die Demokratie als die einzige Lebensform, in der die Freiheit für alle verwirklicht werden könne, als das oberste Ziel aller Bemühungen der Erwachsenenbildung und der Ungdomsoplysning anzuerkennen, anzustreben und zu verwirklichen.

Jugend und Erwachsenenbildung

Eine grundsätzliche Erörterung

„Jugend“ als geschichtliche Lebensform

Marie Antoinette war fünfzehn Jahre alt, als sie 1770 als Königin auf den Thron Frankreichs gelangte. War Marie Antoinette ein Teenager? Nein. Teenager gibt es erst heute. Viele Bedingungen mußten zusammenkommen, um diese Lebensform zu ermöglichen: die moderne Zivilisation (die den Lebensstandard garantiert), der moderne Staat (der die Mitarbeit und Mitverantwortung der Jungen und Mädchen nicht brauchen kann), die geistige Geschichte dieses Jahrhunderts (die dem jugendlichen Selbstverständnis die Argumente lieferte). Teenager sind modern, reich, hübsch, jugendlich, frei und ohne die leiseste staatliche Pflicht oder Verantwortung.

„Teenager“ ist also nicht das Etikett für ein bestimmtes Lebensalter, etwa die teens“, gleich als ob ein Mensch von fünfzehn Jahren von der Zeit der Neandertaler bis in die Gegenwart ein Teenager gewesen wäre. Teenager bezeichnet vielmehr eine historische, d. h. geschichtlich einmalige Lebensform, die erst dann von einer Generation ergriffen werden konnte, als historische Voraussetzungen sie möglich gemacht hatten.

„Teenager“ ist nur ein kleiner Ausschnitt aus dem Phänomen „Jugend“, jedoch ein besonders prägnanter. Die Erscheinung des Teenagers macht deutlich — und unsere Erörterung will gerade diesen Gedanken ganz scharf herausstellen —, daß das menschliche Leben nicht seit Adam und Eva in den ewig gleichen Etappen abläuft. Kindheit — Jugend — Erwachsenenendasein sind nicht Stadien, die biologisch aufeinander und auseinander folgen wie Raupe — Puppe — Schmetterling. „Jugend“ ist zu allen Zeiten etwas anderes und kann keineswegs definiert werden als die Zeitspanne zwischen Kindheit und Erwachsenenendasein. „Jugend“ ist wesentlich eine *Lebensform*, ein Daseinsmodus, ein Stil. Ein Mensch von zwanzig Jahren kann in diese Lebensform hineinschlüpfen wie in ein Kleid — doch ein Mensch von vierzig Jahren kann das auch, wenn auch das „Kleid“ dann vielleicht nicht gerade sehr gut paßt. Andererseits gibt es Menschen, die nie eine, wie wir sagen, „richtige“ Jugend gehabt haben — sei es, daß sie durch die Härte des Erwerbslebens vorzeitig in die Form des Erwachsenenendaseins gepreßt wurden oder in Gefängnissen aus ihrer Generation herausgelöst wurden.

„Jugend“ ist also nichts, was mit den Lebensjahren schon gegeben ist, sie ist im Wesentlichen nichts biologisch Bedingtes und deshalb nichts, was Generation für

Generation wieder in gleicher Weise phasenmäßig abläuft. „Jugend“ ist eine geschichtliche, d. h. einmalige Lebensform; sie hat geistesgeschichtliche Voraussetzungen, die genau nachgewiesen werden können. Das ganze Inventar des jugendlichen Selbstverständnisses mußte erst geschaffen werden, ehe „Jugend“ als eine eigenständige Lebensform in einem eigenen geistigen Raum und mit einem eigenen Sinn in sich selbst möglich sein konnte — genauso, wie die Kinderzimmer erst gebaut werden konnten, nachdem die Ideologie vom Kind als einer eigenen Lebensform da war.

Daß Jugend eine eigenständige Lebensform mit eigener Wertetafel und einem eigenen immanenten Sinn sei, war in früheren Zeiten und in primitiven Kulturen undenkbar. Wer den Grabstock handhaben konnte, gehörte zu den Großen. Erst Hochkulturen können und müssen sich den Luxus erlauben, die nachwachsende Generation jahrelang von den Ämtern und Pflichten des Gemeinwesens fernzuhalten in einem umhегten Raum für Spiele, Studien und Jugendliebe. Damit ist in Hochkulturen dann aber auch das erwachsenenbildnerische Problem gestellt, auf welche Weise die junge Generation aus dem Gewächshaus der Jugend mit seinen temperierten Lebensbedingungen heraus in das ganz andere Anforderungen stellende Erwachsenenendasein des wirklichen staatlichen Lebens hineingelangen kann.

Die geistige Weltbewältigung der Jugendlichen

Solange die Welt nur aus wenigen benachbarten Dörfern besteht, ist sie verhältnismäßig leicht geistig zu bewältigen; die alltäglichen Erfahrungen und Unterhaltungen, die eigene Tätigkeit und die Deutung durch Sprichwörter, Redensarten und den Medizinmann genügen. Ist die Welt aber so kompliziert wie die abendländisch-globale Zivilisation des zwanzigsten Jahrhunderts mit ihren Maschinen und Weltanschauungen, dann ist der beschränkte Horizont der täglichen Erfahrung hoffnungslos unzureichend.

Die heutige Welt, in der der Jugendliche lebt, wird an allen Ecken und Enden bewegt von Mächten und Dingen, die im natürlichen Erfahrungshorizont des aufwachsenden Menschen nie selbst erscheinen und von denen man nur durch Hörensagen wissen kann: die Regierung, die Bevölkerung, die Sowjetunion — ja nicht einmal die Tatsache, daß die Erde sich um die Sonne dreht, ist naiv erfahrbar. Bis auf einen lächerlich geringen Ausschnitt ist die ganze „Welt“ für den Aufwachsenden nicht aus erster Hand erfahrbar.

Da aber der Jugendliche sich in dieser Welt bewegt, alle Hebel und Apparate bedient, alle angebotenen Dienstleistungen in Anspruch nimmt — er hat ja Geld —, muß er sich auch irgendwie geistig zurechtfinden. Er tut das mit Hilfe von simplen Konstruktionen, mit schematisierenden, die Fülle der noch ausstehenden Erfahrung überspringenden Verallgemeinerungen. (Man müßte einmal die

aufschlußreichen Simplifizierungen der modernen Tanzmusik in ihrer Bedeutung für das jugendliche Selbstverständnis untersuchen.)

Das primitive Sich-Zurechtfinden in der Welt ist dadurch gekennzeichnet, daß nicht auf das Einzelne hinausgeblickt wird, daß man sich mit dem Konkreten nicht lange abgibt, sondern für alles schon eine Lösung parat hat; für jede mögliche Frage ist die Universalantwort schon im voraus gegeben. Gerade für jugendliche und naive Gemüter liegt eine unheimlich starke Versuchung in diesem konstruierenden Denken; wir wissen, daß politische Ideologien sich mit Vorliebe und Erfolg diese jugendlich-naive Neigung zu kritiklosen Verallgemeinerungen zunutze gemacht haben.

Solche Ideologien sind leider nicht dadurch beseitigt, daß sie einmal gründlich durchdacht und auf ihre Fragwürdigkeit hin durchleuchtet wurden; sie erneuern sich fortwährend aus dem jugendlichen Hang zum schematisierenden Konstruieren. Mir ist eine Antisemitismuskonversation im Rahmen einer politischen Studentenvereinigung unvergeßlich, in der Studenten, die persönlich nie einen Juden kennengelernt hatten, eine Ideologie entwickelten, wie sie unmittelbar vorher aus Aufnahmen von Hitlerreden deutlich geworden war, und in der eine ganze Nacht hindurch alle Bemühungen um ein redliches Durchdenken der tatsächlichen Sachverhalte an Vorurteilen und Gemeinplätzen zerschellten.

Alle einfachen Generallösungen faszinieren. Die Versuchung, „einfach“ zu denken, konnte nicht von ungefähr bis in die Philosophie eindringen. Simplex sigillum veri, heißt es im Brustton der Überzeugung. Daß dieser Glaube an das „Simplex sigillum veri“ z. B. ein angemessenes biologisches Denken lange verstellte, zeigte Alexis Carre; daß dieser Glaube in der Politik geradezu verheerende Folgen hat, haben wir erfahren müssen. In der modernen Welt kann es Patentlösungen, wie sie dem jugendlichen Geist sympathisch sind, nicht geben.

Forderungen an ein „erwachsenes“ Denken

Die hier gekennzeichnete jugendlich-naive Weise der geistigen Weltbewältigung ist für einen heutigen Jugendlichen in der modernen Welt ganz natürlich und verständlich. Keine noch so gewissenhafte und ernste Erziehung kann sie ausschalten wollen. Angemessene Einsicht läßt sich nicht unmittelbar und direkt vermitteln, sondern entsteht erst in der mühsamen Auseinandersetzung mit der ersten simplifizierenden Einstellung und in der Umstrukturierung von *Vorformen* des Verstehens. Solche Umstrukturierung und Differenzierung muß jedoch irgendwann einmal erfolgen, wenn aus Jugendlichen Erwachsene werden sollen. Auch das Erwachsenendasein ist eine historische, nicht eine biologische Lebensform: erwachsen wird ein Mensch nicht von selbst. Qualitäten, die vor vierhundert oder zweitausend Jahren einen Erwachsenen als solchen auswiesen, sind in der heutigen Welt ganz bedeutungslos. War in primitiven Kulturen derjenige

„erwachsen“, der den Grabestock handhaben konnte, so können wir heute nur den als „erwachsen“ bezeichnen, der über die Ableistung des ihm innerhalb der Gesellschaft zufallenden Arbeitsanteils hinaus die Spielregeln dieser Gesellschaft bewältigt: er muß *wissen*, was er tut und weshalb er es tut. Der Erwachsene ist der verantwortlich Mittätige.

Diese Formulierung impliziert zwei wesentliche pädagogische Entscheidungen:

1. Wir sprechen von dem „Erwachsenen“ in einer Weise, in der herkömmlich vom „Gebildeten“ gesprochen wird. Die Besinnung darauf, daß „Erwachsenendasein“ wesentlich eine inhaltlich (nicht formal bzw. funktional) bestimmte historische Lebensform ist, gestattet es, diesen phänomenologisch gewonnenen Begriff auch in normativen Zusammenhängen zu gebrauchen. Wir wollen nicht den Staat von „Gebildeten“, sondern von „Erwachsenen“. Das Reden von „Gebildeten“ hat nachgerade genug Unheil angerichtet.

2. Wenn wir von den jungen Menschen verlangen, das jugendliche, verallgemeinernd-vorausgreifende Denken zu überwinden und sich zu dem erwachsenen, kritischen, am Detail orientierten Denken zu bequemen, so tun wir das nicht aus Liebe zur jugendlichen Seele, sondern aus Sorge um unser demokratisches Gemeinwesen und die komplizierte Freiheit, an der Jugendliche nur schwer Geschmack finden können. (Die Diktatur ist faszinierend einfach.) Wir zerbrechen eine Lebensform, die für ein ganzes Leben ausreichen würde und eine einheitliche, mit sich selbst einstimmige, harmonische Gestalt hat. Wir zerstören Glaubensbereitschaft, Idealgläubigkeit und Hingabe und setzen an deren Stelle Kritik und Skepsis. Der pädagogische Reformenthusiasmus, schwärmend von dem Eigenrecht jeder Stufe menschlichen Seins und alles Jugendlich-Natürlich-Kraftvolle anbietend, würde solches Zerbrechen entschieden verurteilen. Die Ideologie vom Jugendlichen ist selbst „jugendlich“.

Unser heutiges kompliziertes Staatswesen und die hochdifferenzierte technische Welt verlangen ein den Sachverhalten *angemessenes* Denken, d. h. aber ein kritisches, wissenschaftliches Denken. Dieses angemessene Denken ist noch keineswegs da, weder in den Höhen der Wissenschaft selbst noch in den breiten Massen. Ich habe hervorragende Fachleute getroffen, die, sobald sie ihr Spezialgebiet beiseite ließen und über Pädagogik sprachen, erschreckend dilettantische Meinungen zum besten gaben und plötzlich alle kritische Selbstbeschränkung vergaßen. Erwachsenenbildung als Einübung im wissenschaftlich-kritischen Denken beginnt durchaus in den Reihen der Erwachsenenbildner selbst — ein Gedanke, der den deutschen Volksbildungsleuten der zwanziger Jahre immer gegenwärtig war.

Bewußtseinsbildung als Aufgabe der Erwachsenenbildung

Indem Kritik und Skepsis als wesentliche Kennzeichen „erwachsener“

Weltbewältigung genannt wurden (der skeptische Demokrat ist besser als der begeisterte), ist der Erwachsenenbildung im weitesten Sinne die Aufgabe gestellt, Ideologien auszuräumen und das unreife jugendliche Denken zu überwinden. Wir können diese in der heutigen Situation unausweichlich notwendige geistige Weltbewältigung nicht anstreben, wenn wir uns nicht von vielen lieb gewordenen Lehrstücken unserer pädagogischen Tradition trennen. Wir müssen wieder eine unbefangene Einstellung zum *Wissen* gewinnen, das pädagogischer Hochmut lange Zeit hindurch verächtlich gemacht hat; das Prinzip der Leistung und der unerbittlichen Sachforderung muß gegenüber dem Prinzip entwicklungsgemäßer Hilfestellung wieder geltend gemacht werden; der Vorrang der intellektuellen Redlichkeit muß gegenüber allem Liebäugeln mit dem Kult der Emotionen entschieden bejaht werden. Wir müssen einsehen, daß die Demokratie und die für unsere Existenz lebensnotwendige Freiheit auf das äußerste gefährdet sind, wenn nicht nüchternes, kritisches Denken den einzelnen dazu bringt, sich und seine Verhältnisse mit intellektuellen Mitteln zu meistern. Ein Leben im heutigen Staat erfordert eine um vieles entschiedenere Bewußtheit des Staatsbürgers als frühere Zeiten; ob wir solche Bewußtheit „an sich“ als gut oder schlecht ansehen, ist dafür ganz irrelevant.

Daß hier die Aufgabe so nachdrücklich in einer Beeinflussung des *Denkens* gesehen wird, soll gewiß nicht darüber hinwegtäuschen, daß es sich im Grunde um die Gestaltung eines Gesamtverhaltens handelt: es geht letztlich um Fragen der politischen „Geschmacksbildung“, wenn dieser Ausdruck gestattet ist. Aber der Akzent erwachsenenbildnerischer Bemühungen muß doch eindeutig und entschieden auf dem Denken liegen. Die Bildungsbemühungen, die aus Jugendlichen, aufgewachsen im Gewächshaus der Hochzivilisation mit ihrem für Spiele und Liebe günstigen temperierten Klima, erwachsene demokratische Staatsbürger machen will, weil die demokratische Freiheit als das höchste Gut angesehen wird, kann nur *Bewußtseinsbildung* sein. Diese Bildungsbemühungen müssen sich ehrlich zu ihrer intellektuellen Note bekennen.

Auch diese Einsicht verletzt einen kardinalen Glaubenssatz des pädagogischen Reformenthusiasmus: Tun ist bildungsmächtiger als Reden — Haltung und Gesinnung werden stärker durch verantwortliches Mittun als durch Belehrung geformt. Das ist sicher richtig. Aber trotz aller Bemühungen um die politische Bildung der Jugend hat sich das an sich gute Rezept, durch Mittun und nicht durch Worte zum Ziel zu kommen, nicht verwirklichen lassen. Die Schülermitverwaltung z. B. ist kaum mehr als Spielerei, von allen Beteiligten häufig genug mit Verdruß quittiert; die wenigen echten jugendgeeigneten Pflichten, die man im demokratischen Alltag mit der pädagogischen Wünschelrute aufgespürt hat (Schülerlotsendienst, Seenotrettungsdienst) sind *an sich* genau so wenig demokratisch wie undemokratisch, d. h. politisch indifferent.

Die Gründe liegen auf der Hand. Einmal hat der wirkliche Staat keine Zeit und keinen Raum für Jugendliche: die hochempfindlichen politischen und technischen Apparaturen sind viel zu lebenswichtig, als daß sie unsachgemäß behandelt werden dürften. Zum anderen läßt sich der heutige demokratische Staat gerade in seinen wesentlichen Zügen nicht im Modell darstellen. Die Schulklasse ist kein Staat im kleinen, der Staat ist keine vergrößerte Gemeinde.

Dem komplizierten demokratischen Staat ist angemessen nur noch auf dem Wege über die Einsicht beizukommen. Die Funktionen der Parteien, der Interessengruppen, der Institutionen sind zu durchdenken und zu verstehen. Staatsbürgerliches Verhalten zu „üben“ in der Hoffnung, damit die Sache selbst zu geben, ist unmöglich; solches Üben kann immer nur heuristisches Prinzip sein, d. h. der eigentlichen geistigen Bewältigung, auf die es ankommt, vorbereitend dienen. Realisieren bzw. angemessen anwenden läßt sich die Bewußtseinsbildung nur im Ernstfall, im tatsächlichen Staat. Alle Vorwegnahme ist Verfälschung.

Es kommt also pädagogisch darauf an, das *Denken* zu schulen — so unpädagogisch dieser Satz auch klingt. Die jugendliche Gewohnheit, mit Verallgemeinerungen und Dogmen der unbequemen Welt der tausend Details Herr zu werden, muß zerbrochen werden. Ansatzmöglichkeiten braucht man in der Praxis nicht lange zu suchen. Das Reden und Denken von uns allen ist voll von solchen undurchdachten großen Vokabeln. Unsere Schule, besonders das Gymnasium, unterstützt noch dieses gefährliche Spiel. Abiturienten reden von dem Wesen des Engländers, von der Aufklärung, vom Existentialismus im Ton größter Selbstverständlichkeit.

Zweifellos braucht man Begriffe, die die Erfahrung überfliegen, wenn man sich verständigen will. Die Forderung des redlichen Denkens verlangt nur die Einsicht, daß es sich bei solchen Verallgemeinerungen um *Hypothesen* handelt und nicht um Erkenntnis oder Erfahrung. Das einfache Denken des Jugendlichen und des naiven Menschen (wie viele bleiben nicht zeitlebens geistig im Stadium des Jugendlichen stecken?) ist viel spekulativer als das kritische Denken. Es kommt gar nicht zu echter Erfahrung, weil ein vermeintliches Vorwissen immer schon als Erfahrung ausgegeben wird. Die Fähigkeit des jugendlich-unkritischen Geistes, aus einem Buch das herauszulesen, was man gerne lesen möchte, ist einfach verblüffend, ebenso die Fähigkeit, aus ein bis zweieinhalb Erlebnissen eine Erfahrungsregel abzuleiten. Hier kann nur unablässige sokratische Kritik helfen. Lesen, Schreiben und Sprechen sind schwere Künste, und niemand beherrscht sie, wenn er die Schulzeit hinter sich hat.

Gelingt es der Erwachsenenbildung nicht, ein besonnenes Sprechen, ein aufmerksames Lesen, ein klares Schreiben zu erreichen, dann verfestigt sich das mitgebrachte unkritische Verfahren jugendlicher Weltbewältigung: die modernen

Massenkommunikationsmittel, die Reklame, die Schlager, der Film und die Bild-Zeitung unterstützen diese kritiklose Naivität ohnehin nach Kräften. Eine derartige geistige Weltbewältigung ist Gift für unsere demokratischen Einrichtungen und für die für uns lebensnotwendige Freiheit; die Illustrierten-Mentalität ist ein Totengräber der Demokratie. Die Erwachsenenbildung muß deshalb die Bewußtseinsbildung, die wir durch Kritik und Skepsis bestimmt haben, als ihre vornehmste und wichtigste Aufgabe anerkennen. Die Bemühung um nüchternes, kritisches Denken sollte mit gutem pädagogischen Gewissen zum charakteristischen Zentrum ihrer Arbeit gemacht werden.

HAT REISEN NOCH EINEN SINN?

Jahrhundertlang hat der kleine Mann glauben müssen, was ihm die großen Leute über die fremde Welt erzählten. Mag er tausendmal den Verdacht gehegt haben, daß nicht alles stimmt, beweisen konnte er ihn nicht. Sicher ist eins: Die Unmöglichkeit für die meisten Menschen, andere Nationen kennenzulernen, hat das Zeitalter des Nationalismus gewiß nicht herauf geführt. Aber Unkenntnis der Völker übereinander hat zu seiner Verlängerung beigetragen.

Heute fühlen sich Millionen Fremder in Rom ebenso wohl und zu Hause wie bei sich in Kopenhagen, Stockholm, Brüssel oder Düsseldorf. Ihre Kenntnisse von anderen Nationen mögen nicht tieferschürfend sein, mögen einer Prüfung im Examen vielleicht nicht standhalten. Aber ein Gefühl breitet sich immer mehr im westlichen Europa aus: die anderen sind Menschen wie wir. Wenn sie heute noch eine andere Fahne tragen und eine andere Hymne singen, so sind das Erbstücke der Vergangenheit, aber im Grunde trennt uns so viel nicht, als daß es sich jemals wieder lohnen könnte, dafür in einen Krieg zu ziehen.

*

Die große Reisewelle zerstört gerade in den Massen die letzten Reste falschen Nationalstolzes und törichter Überheblichkeit. Sie bedeutet einen Schritt weiter zu der inneren Bereitschaft, Souveränität an eine größere Gemeinschaft abzugeben. Sie schafft eine Gefühlswelt, auf der sich eines Tages eine moderne, weiträumige Politik aufbauen läßt. Was früher nur Diplomaten wußten, aber leider so selten verkündeten: daß hinter den Bergen auch Menschen wohnen, das wissen heute alle. Endlich! Es wurde höchste Zeit.

Aus einem Aufsatz von Joachim Besser in der „Welt“

Der 9. Kongreß der Förderalistischen Union Europäischer Volksgruppen (FUEV.)

Vom 23. bis zum 26. Juli tagte in der alten Kaiserstadt Aachen der 9. Kongreß der Förderalistischen Union Europäischer Volksgruppen (FUEV). An ihm nahmen Vertreter von neunzehn echten Volksgruppen und Minderheiten teil. Ferner sah man die Vertreter von zwölf assoziierten Mitgliedern, bei denen es sich keineswegs in allen Fällen um Minderheiten handelt. Zu den assoziierten Mitgliedern gehören z. B. die eiderdänische Organisation „Slesvig Liga“ und der „Südschleswigsche Ausschuß“ von Professor Hansen-Larsen.

Der Rahmen der FUEV. ist also recht weit. Er umfaßt Minderheiten, deren Muttervolk einen eigenen Staat besitzt, der Union gehören aber auch Völker und Volksgruppen ohne eigenen Staat, wie z. B. die Bretonen und die Katalanen, an. Man stößt auf Volksgruppen mit politischen – auch grenzpolitischen – Forderungen. Aber es gibt in der FUEV. auch Gruppen mit rein kulturellen Zielen. Zum Beispiel sind alle Volksgruppen Belgiens vertreten: die Wallonen, die Flamen und die Deutsch-Belgier.

Es wäre auf diesem Hintergrund ein leichtes, die Union einer zersetzenden Kritik auszusetzen. Die Unheitlichkeit der Situation und der Forderungen der einzelnen Volksgruppen ist unübersehbar und ebenso bunt wie die westeuropäische Landkarte. Und dennoch – das empfand man auf dem Kongreß in Aachen deutlich – verbindet sie alle das gemeinsame Bekenntnis zum Recht auf die Heimat, auf die eigene Sprache und auf das angestammte Volkstum.

Unter diesem Gesichtspunkt gesehen, kommt man erst zu einer gerechten Würdigung des Kongresses von Aachen. Die FUEV. hat keine Machtbefugnisse. Ihre Entschließungen besitzen daher notgedrungen nicht die Durchschlagskraft parlamentarischer Beschlüsse. Sie sind mehr als Empfehlungen und als Appelle an die Staaten aufzufassen. Aber sind sie darum weniger wert?

Was in Aachen an Rechtsgrundsätzen erarbeitet wurde, ist schon von Bedeutung, denn darauf wird man eines Tages zurückgreifen können und zurückgreifen, wenn man im Sinne des Europarates zu einer europäischen Einigung gelangen will.

*

Einen grundsätzlichen Beitrag zur Erörterung der Minderheitenfragen in Aachen lieferte der Bundestagsabgeordnete Ernst Paul. Es sei unrichtig, meinte er, von *Minderheiten*problemen zu reden, richtiger sei es, von Problemen der

Mehrheitsvölker zu sprechen. Sie müßten zu einer neuen Sicht auf die Minderheiten gelangen. „Ein Staat“, sagte er, „der nicht einheitlich zusammengesetzt ist, wird dann am gefestigsten sein, wenn er *allen* Bürgern beweist, daß sie gleichberechtigt sind.“

Auf derselben Linie lag der Vortrag des Dubliner Abgeordneten Sean Flanagan. Er vertrat die Auffassung, daß viele Minderheitenprobleme durch Gewährung echter Freiheit gelöst werden können. Er verwies hier auf das Beispiel der Niederlande, der Schweiz und Nordamerikas. „Wir sehnen uns nach dem Tag, an dem alle Minderheitenprobleme in dieser Weise beseitigt worden sind. Die Minderheiten werden immer da sein, das doppelte Übel der Unterdrückung und des übertriebenen Nationalismus wird verschwinden.“

Ernst Paul ergänzte diese Auffassung mit folgenden Worten: „Die Angehörigen von Volksgruppen und nationalen Minderheiten sind in besonderem Maße an der Schaffung einer europäischen Einheit interessiert... Europa muß die Heimat aller Völker dieses Kontinents, mit den gleichen Lebensbedingungen, sein ... Wenn ihnen Europa dabei hilft, werden gerade die Angehörigen der Volksgruppen und Minderheiten die *besten* Europäer sein.“

*

In Aachen mußte man leider feststellen, daß man in vielen Ländern vom Idealzustand *weit* entfernt ist. Hervorgehoben wurde aber immer wieder, daß die Regelung im deutsch-dänischen Grenzland überall in Europa als *vorbildlich* angesehen wird. Ungelöst ist nach wie vor die Frage Südtirols. Die FUEV. empfiehlt der italienischen und der österreichischen Regierung, sie möchten einem Schiedsgerichtsverfahren zustimmen. Möglicherweise entscheidet der Europarat in gleichem Sinne.

Sehr ernste Mahnungen wurden an Frankreich gerichtet. U. a. wurde Frankreich in drei Entschlüssen aufgefordert, die Konvention über die Menschenrechte zu ratifizieren, Ausbildungsmöglichkeiten für deutsche Lehrer im Elsaß zu schaffen und die Wünsche der Elsässer nach Gebrauch der deutschen Sprache zu erfüllen. Im Elsaß wird kaum oder nur ganz wenig Deutschunterricht gewährt, obgleich sich achtzig bis hundert Prozent der Bevölkerung für den zweisprachigen Unterricht ausgesprochen haben.

In dieser Verbindung ist wichtig, hervorzuheben, daß es sich bei diesen elsässischen Forderungen *nicht* um politische, sondern um rein kulturelle Ansprüche handelt. Die in Aachen anwesenden elsässischen Vertreter betonten ausdrücklich immer wieder, daß sie eine Entpolitisierung der elsässischen Fragen erstreben und daß sie die deutsch-französische Freundschaft nicht belasten, sondern fördern möchten. Das Recht auf ihre Muttersprache müsse aber unantastbar sein.

Insgesamt wurden in Aachen acht Resolutionen grundsätzlicher und spezieller Art

angenommen. U. a. empfahl der Kongreß dem Europarat, die von der FUEV. formulierten Rechte der Minderheiten durch ein Zusatzprotokoll zu der Europäischen Konvention über Menschenrechte vom 4. November 1950 garantieren zu lassen.

*

Nachdem der bisherige FUEV.-Präsident, Graf Matuschka, aus Gesundheitsgründen eine Wiederwahl ablehnte, stand man in Aachen vor der Notwendigkeit, einen neuen Präsidenten zu wählen. Man entschloß sich einmütig, einen Mann zu wählen, der in der aktiven Volksgruppenarbeit steht. Auf Vorschlag der dänischen Minderheit fiel die Wahl auf *Hans Schmidt-Oxbüll*. Der SSV-Hauptvorsitzende Hermann Tychsen erklärte dazu: „Wir glauben, daß wir in Hans Schmidt einen Präsidenten bekommen, mit dem wir voll und ganz zufrieden sein können.“ Alle Volksgruppenvertreter stimmten dem Vorschlag zu, und es zeigte sich, daß man Hans Schmidt-Oxbüll und der deutschen Volksgruppe in Nordschleswig ein beachtliches Maß an Vertrauen entgegenbringt.

Was alle Teilnehmer an dem Kongreß im gastfreien Aachen als bereichernd und wertvoll empfanden, war die Gelegenheit, neue Kontakte zu schaffen, Bekanntschaften zu festigen und Informationen auszutauschen. Wer wußte z. B. wirklich Stichhaltiges über das Ringen der Elsässer um ihre Muttersprache oder um die Sorgen der Deutsch-Belgier? Wen bewegt nicht das Schicksal der Bretonen und der Katalanen und vieler anderer Gruppen? Sie alle ringen um ihr Recht, die Sprache ihres Volkes in ihrer Heimat zu sprechen, pflegen und erhalten zu dürfen.

In der FUEV. liegt in der Tat eine Fülle von Problemen vor, aber irgendwie stehen sie alle in unmittelbarem Zusammenhang mit den europäischen Einigungsbestrebungen. Darum ist die Volksgruppenunion, wenn sie sich unter der Leitung von Hans Schmidt-Oxbüll positiv weiterentwickelt und wenn sie sich von Sinnwidrigkeiten und egoistischen Überspanntheiten einzelner Kreise zu befreien vermag, ein wirklicher Beitrag zur europäischen Einigung, die unumgänglich ist, wenn Europa nicht, wie der Sprecher Nordschleswigs in Aachen, Matthias Flansen, sagte, „untergehen will“. „Es darf nicht“, so sagte es der Bundestagsabgeordnete Ernst Paul, „Europäer erster, zweiter oder dritter Klasse geben“.

AXEL HENNINGSEN

Das 16. Randershofer Grenzlandtreffen

Vom 2. bis 10. August veranstaltete die „Hochschule an der Flensburger Förde“ in

Randershof ihr 16. Grenzlandtreffen (Grænselandsstævne). Diese Grenzlandtreffen haben, so sagt wenigstens die Einladung dazu, „ihren besonderen Platz im dänischen Kulturleben“. Um dieser Behauptung nachzukommen, werden die Tagungen verhältnismäßig groß angekündigt und aufgezogen. Täglich werden drei Vorträge über die verschiedensten Themen geboten, die in diesem Jahr hauptsächlich von dem Vorsteher dieser Hochschule, Herrn Haarder, mehreren Pastoren und einigen Schulleuten gehalten wurden. Eingegliedert in den Tagungsablauf war der übliche Ausflug nach Süd- und Westschleswig.

Ein besonderes Gewicht erhielt die diesjährige Tagung durch die Anwesenheit des dänischen Unterrichtsministers Jørgen Jørgensen. Der Minister hielt zwei Vorträge. Er sprach einmal über „Die Möglichkeiten des neuen Schulgesetzes“ und in einem weiteren Vortrag über „Dänemark und Südschleswig – volklich, politisch“. Am letzten Tage folgte noch ein Vortrag über Südschleswig, den Tage Jessen, Kollund, hielt.

Eine weitere besondere Note hatte die Tagung durch die Anwesenheit von zwei Deutschen, die man sozusagen als „spurv i tranedans“ eingeladen hatte und die dieser Einladung gefolgt waren. Von den beiden, es waren Jens Nydahl und Axel Henningsen, hatte der letztgenannte zwei Vorträge übernommen, deren Themen von dem Vorsteher Haarder vorgeschlagen worden waren. Henningsen sprach über „Ich wurde deutscher Schleswiger“, und im zweiten Vortrag über „Deutsch und Dänisch – gestern und morgen“.

Als Teilnehmer waren etwas über hundert Personen erschienen, darunter besonders viele Frauen. Die meisten kamen aus dem Königreich, viele aus Kopenhagen und Umgegend. Aus den Gesprächen konnte man schließen, daß manchen weniger die Grenzlandfragen nach Randershof geführt hatten, sondern ebensosehr die Möglichkeit, hier an der schönen Flensburger Förde für 105 Kronen eine angenehme, anregende und erholsame Woche erleben zu können. Unter den Teilnehmern waren viele Lehrerinnen und Lehrer. Ihre Zahl war besonders groß an dem Tage, als der Minister über das neue dänische Schulgesetz sprach. Die meisten Teilnehmer standen den Ausführungen von deutscher Seite leidlich unvoreingenommen gegenüber und folgten ihnen mit aufgeschlossener Aufmerksamkeit, von *der* Seite hatten sie die Grenze noch nie gesehen! Aus Süd- und Nordschleswig waren kaum Teilnehmer da. Die aber da waren, bildeten so etwas wie einen Stoßtrupp von etwa fünf bis sechs Streitern, die offenbar gekommen waren in der klaren Absicht, den deutschen Rednern „Contra“ zu geben. Am ersten Tage, als Grenzfragen zur Sprache kamen, griffen Björn Svensson, Hadersleben, und Kjems, Harrislee, am zweiten Tage Bernhard Hansen und L. P. Christensen, Flensburg, kräftig in die Diskussion ein. Nach den Vorträgen von Henningsen gingen die beiden Diskussionsredner Björn Svensson

und Kjems kaum auf die sachlichen Ausführungen der Vorträge ein, sondern lenkten die Aussprache auf das vertraute Gebiet der Sünden, die von deutscher Seite begangen wurden und wovon man bei solchen Gelegenheiten eine Auswahl zur Verfügung hat. Neben den Hinweisen auf die angebliche stete Bevorzugung der Flüchtlinge durch die deutsche Regierung, den dänischen Wünschen auf kirchlichem Gebiet, den Unterstützungen für die dänischen Schulen u.a. versuchte man Henningsen einzukreisen, indem Björn Svensson die sattem bekannte und in der Grenzöffentlichkeit oft genug diskutierte Flugblattgeschichte aus dem Jahre 1952 aus der Mottenkiste holte. Dazu erklärte Henningsen, daß er unter Berücksichtigung der damaligen Verhältnisse nach wie vor dem Flugblatt inhaltlich zustimme, gab aber zu, daß unter den heutigen Verhältnissen ein solches Flugblatt nicht mehr am Platze sei. Zur Sache selbst brachte die Aussprache nichts.

Am zweiten Tage unserer Anwesenheit sprach der Unterrichtsminister zunächst über die Möglichkeiten des neuen dänischen Schulgesetzes. Die klaren Ausführungen und die ruhige und sympathische Sprechweise des Ministers berührten angenehm. Als der Minister gesprochen hatte und „ordet frit“ war, kamen Anfragen aus den Kreisen der vielen anwesenden Lehrerinnen und Lehrer in großer Zahl. Es war eine eindrucksvolle Lektion über gelebte Demokratie, zu hören, wie nett und unverdrossen der Minister auf die vielen Einzelfragen einging, die zumeist kleine und größere Schulnöte lokaler Art betrafen. Jede Frage fand eine freundliche Antwort.

Nach dem Ausklingen der Diskussion über das Schulgesetz folgte eine Aussprache über den Südschleswigvortrag des Ministers. In seinem Vortrag hatte der Minister die Stellung Dänemarks zur Südschleswigfrage klar umrissen, hatte erwähnt, wie er sich das Verhältnis zu den Dänen in Südschleswig vorstellte und hatte mehrfach betont, daß er für die Dänen in Südschleswig nur das verlange, was auch Dänemark zu geben bereit sei. Einzelfragen schnitt der Minister nicht an, der Vortrag zeigte eine Stellungnahme, der jederzeit zugestimmt werden konnte. – War der Minister beim Grundsätzlichen geblieben, so wurde in der Aussprache schnell dafür gesorgt, daß die Einzelheiten nicht vergessen wurden. Wie erwähnt, waren zu den Vorträgen des Ministers zwei der unentwegtesten dänischen Grenzpolitiker erschienen: L. P. Christensen und Bernhard Hansen. Beide Herren waren am Vortage nicht dagewesen, hatten daher auch die Vorträge Henningsens nicht gehört. Man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, daß es ihnen mehr auf die alten grenzpolitischen Schlachtgesänge und die unsterblichen Klagen über das stete Vorbeibenehmen der Deutschen ankam, als auf eine wirkliche Diskussion. So glitt die Aussprache recht schnell ab. Es war daher gut, daß der Minister aus einem mir nicht bekannten Grunde einen recht plötzlichen Abbruch der Diskussion veranlaßte und mit einem klaren Schlußwort den Tag

beendete.

Die Diskussionen an beiden Tagen unterstrichen das Wort des Vorstehers Haarder, der im Anschluß an Henningsens Vortrag sagte, daß die „neue Phase“ bisher keinen Eingang nach Randershof gefunden habe und – wie untermstanden werden mußte – auch nicht finden werde.

Das Echo der Tagung in der dänischen Presse ist überwiegend freundlich. Besonders die von deutscher Seite gehaltenen Vorträge werden ausführlich und inhaltlich ausreichend wiedergegeben. „Dannevirke-Heimdal“ nennt die Vorträge „interessant und hochaktuell“ und erwähnt, daß die Vorträge mit viel Interesse angehört und mit kräftigem Beifall aufgenommen wurden. „Flensborg Avis“ berichtete täglich ausführlich über die Tagung und gab die Vorträge dem Inhalt nach einigermaßen ausreichend wieder. Bei der Wiedergabe der Ausführungen in den Aussprachen versteht es „Flensborg Avis“ allerdings, die Dinge so darzustellen, als seien alle Pluspunkte auf der dänischen Seite. Ein abschließender Leitartikel in „Flensborg Avis“ bringt allgemeine Wendungen.

In einem eingesandten Aufsatz in „Dannevirke-Heimdal“ schreibt Heine Jensen aus Ekensund unter anderem folgendes über die Tagung in Randershof: „Denkt man sich die Bevölkerung aus Schleswig in ein anderes Gebiet versetzt, z. B. nach Rußland oder Frankreich oder auch nur nach Süd- oder Ostdeutschland, dann werden wir bald entdecken, daß wir derselben Wurzel entstammen, und alles, was uns trennt, würde verschwinden wie Tau vor der Sonne. Voraussetzung wäre allerdings, daß wir diejenigen, die das Zwietrachtsäen zum Lebensberuf gemacht haben, zu Hause lassen!“

Trotz der mit solchen Tagungen verbundenen Schwierigkeiten begrüßen wir sie, denn sie stellen die Unterschiede klar und vermitteln auch bei scharfen Tönen menschliche Fühlungnahme. Es ist besser, sich zusammenzuraufen, als sich über übertünchten Gräbern zu verbrüdern.

Dänemark und die „Äußeren sieben“

Zum Abschluß der Sankelmarkttagung des Grenzfriedensbundes, Anfang Juli, kam es „außer Programm“ noch zu einer Aussprache über die Bedeutung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft bzw. der „großen“ und der „kleinen“ Freihandelszone für das Grenzland Schleswig. Zu dieser Zeit stand der Anschluß Dänemarks an die „kleine“ Freihandelszone der „Äußeren sieben“ – England, Schweden, Norwegen, Dänemark, Österreich, die Schweiz und Portugal – noch bevor, wenn man auch aus den Ausführungen des Folketingsabgeordneten Gorrssen, Alnor, vor den Tagungsteilnehmern wohl heraushören konnte, wie der dänische Reichstag sich entscheiden würde. Sehr deutlich wurde auch, in welcher

schwierigen Lage sich unser dänisches Nachbarland bei dem Suchen nach dem rechten Weg – hier EWG, hier „Äußere sieben“ – befunden hat. Das Für und Wider hielt sich dabei so sehr die Waage, daß bei der Abstimmung im dänischen Parlament nicht die nach Gorrssen wünschenswerte möglichst breite Basis für den Beschluß zustande kam, sondern die Regierungsparteien die Verantwortung allein übernehmen mußten.

*

Alle Tagungsteilnehmer, deutsche wie dänische, waren sich darüber einig, daß im allgemeinen wirtschaftlichen Interesse und besonders auch im Interesse einer gedeihlichen Wirtschaftsentwicklung des Grenzlandes die „kleine“ Freihandelszone nur ein Übergangsstadium sein kann und die baldige Verwirklichung der „großen“ Freihandelszone das Wünschenswerte und Erstrebenswerte ist.

Auch Dänemark hat ja dem Anschluß an die „Äußeren sieben“ nur unter der Voraussetzung zugestimmt, daß die Bemühungen um das Zustandekommen der „großen“ Freihandelszone weitergeführt werden.

*

Hans Schmidt-Oxbüll als Vertreter der deutschen Nordschleswiger hat im Folketing seiner Enttäuschung über die Hinwendung Dänemarks zu den „Äußeren sieben“ zum Ausdruck gebracht:

„Ich befürchte, daß Dänemark im Begriff ist, sein Gewicht in die verkehrte Waagschale zu werfen, und gerade von dem eigenen Wunschziel Dänemarks aus gesehen, das ja das ist, in der Gemeinschaft mit England und den skandinavischen Ländern zu verbleiben.

An Stelle unserer Hoffnung, daß die Grenze ihre trennende Bedeutung verlieren möchte, wird sie zur trennendsten wirtschaftlichen Zoll- und Paßgrenze in ganz Westeuropa werden, wenn es nicht in naher Zukunft gelingt, eine europäische Einheit zu schaffen. In verstärktem Maße wird das Grenzland auch in die Gefahr geraten, auf vielen Gebieten zu einem Winkel zu werden. Es kann vorausgesehen werden, daß Sondermaßnahmen verschiedener Art erforderlich werden, um die Spannungen auszugleichen, damit die Teilung Schleswigs, trotz der hohen Grenze, als ein vermittelnder Umstand und als eine vermittelnde Aufgabe wirken kann.“

Prof. Troels Fink neuer dänischer Generalkonsul in Flensburg

Zum Nachfolger des in den Ruhestand getretenen dänischen Generalkonsuls in Flensburg, Graf Schack, ernannte der dänische König den Universitätsprofessor Dr. phil. Troels Fink aus Aarhus. Professor Fink ist den Lesern der

Grenzfriedenshefte durch seine Beiträge in den Heften bekanntgeworden. Für seine neue Tätigkeit bringt Generalkonsul Fink sowohl das hervorragende Wissen um die Zusammenhänge in der schleswig-holsteinischen und dänischen Geschichte als die oft unter Beweis gestellte Bereitschaft, zu der Förderung eines positiven deutsch-dänischen Verhältnisses beizutragen, mit.

Eine literarpädagogische Tagung in Flensburg

Der Grenzfriedensbund veranstaltet vom 9. bis 11. Oktober in Flensburg eine Zusammenkunft zwischen deutschen und dänischen Pädagogen, auf der allgemeine literarische Fragen wie auch die Möglichkeiten, solche im Unterricht zu behandeln, erörtert werden sollen. Das Programm sieht folgende Vorträge vor:

Dr. Heinz Dähnhardt, Sankelmark:

„Strömungen und Tendenzen
im deutschen Geistesleben seit 1945“

Prof. Dr. theol. K. E. Løgstrup, Aarhus:

„Die kulturelle Situation Dänemarks seit 1945“

Dr. Frederik Nielsen, Kopenhagen:

„Die dänische Literatur seit 1945“

Dr. Hans Peter Johannsen, Flensburg:

„Namen und Themen
der deutschen Literatur seit 1945“